Clemens Maria Hoffbauer

und

seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820

von

Sebastian Brunner.

Wien, 1858.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Clemens Maria Hoffbauer

und

seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820

von

Sebastian Brunner.

Wien, 1858.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Druck von M. Auer.

Inhalt.

In der k. k. Hof-Buchhandlung
von W. Braumüller in Wien

sind noch folgende Werke von dem Verfasser dieser Schrift, Dr. Phil. et. Theol. **Seb. Brunner,** vorräthig:

Kennst Du das Land?

Heitere Fahrten durch Italien. — Wien 1857.

Gar manches sollst Du schauen in dem Citronenland,
Das Göthe einst voll Myrthen und voll von Lorbern fand:
Du siehst Pompeji schlafend, die schöne Büßerin,
Das Haupt bestreut mit Asche, geziert mit Zweigen grün.

Venedig, Genua, Florenz, Neapel, das ewige Rom,
Bald klassische Ruinen, bald den St. Petersdom,
Bald träumest Du mit Brutus des stolzen Römers Haß,
Bald wirst Du wachgerüttelt durch Polizei und Paß.

Bald stehst Du in Gedanken am Grabe von Virgil,
Wo Jeder — um zwei Franken — kann schwärmen wie er will,
Bald hörst Du Ochsen brüllen auf jenem Platz, allwo
Einst seine langen Reden — gehalten Cicero.

Dieses Werk hat kurz nach seinem Erscheinen allerseits die größte Anerkennung gefunden. Die Wiener Zeitung, die Literatur-Zeitung, die neue Münchner Zeitung, Deutschland, die Augsburger P. Zeitung, Gersdorf's Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur, die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung u. v. a. stimmen sämmtlich in ihrem Lobe überein.

Die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung, die dem Buche eine lange Besprechung widmen, sagen unter Andern darüber: „Es frappirt zuvörderst durch **Frische, Fülle** und **Geist der Auffassung. Eine so lebhafte, witzige und durch Laune anziehende Schilderung Italiens ist uns lange Zeit her nicht geboten worden.** Der Verfasser hat vor den französischen Reisebeschreibern Dumas, Hugo u. a. **Universalität, Bildung** und **Tiefe des Geistes** voraus; er trifft das Rechte mit besonderer Schärfe und klarem Blick. — Volk, Land und Leute sind sein Thema, und so malt er uns auch die Bettler von Livorno im Stil Caravaggios, die von Pisa in Hogarths Manier; es steht ihm ein **frisches, kühnes** und **oft treffendes Kunsturtheil** zu Gebot“ u. s. w. u. s. w. „Wir erreichen das letzte der 140 Kapitel ungefähr mit der Empfindung, als habe uns Jemand durch eine frische und heitere Gartenanlage an mancher wunderlichen Gruppe vorüber zu unserm Eingangspunkte zurückgeführt.“

Ferner sind daselbst von demselben Verfasser noch vorräthig:

Der Babenberger Ehrenpreis. Zweite Auflage. Regensburg 1846.
Die Welt ein Epos. Dritte Auflage. Regensburg 1846
Der Nebeljungen Lied. Dritte Auflage. Regensburg 1852.
Der deutsche Hiob. Zweite Auflage. Regensburg 1846.
Blöde Ritter. Gallerie deutscher Staatspfiffe. Regensburg 1848.
Schreiberknechte. Regensburg 1848.
Einige Stunden bei Görres. Regensburg 1848.
Des Genies Malheur und Glück. Zweite Auflage. 2 Bände Regensburg 1847.
Die Prinzenschule zu Möpselglück. 2 Bände. Regensburg 1847.
Geschichte von Wiener Neustadt. Wien 1842.
Das Heil aus Sion. Zweite Auflage. Wien 1845.
Homiletik der Neuzeit. Regensburg 1849.
Das deutsche Reichsvieh. Zweite Auflage. Wien 1849.
Fremde und Heimat. 2 Bände. Zweite Auflage. Wien 1849.
Diogenes von Azzelbrunn. Zweite Auflage. Wien 1853.
Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Regensburg 1849.
Jerusalem. Frei aus dem Französischen. Regensburg 1844.
Mane Tekel Phares. Ein letztes Wort an die armen Reichen. Zweite Auflage. Regensburg 1851.
Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe. Regensburg 1851.
Kirchen- und Staatsgedanken. Zweite Auflage. Wien 1851.
Homilienbuch, für das katholische Kirchenjahr. 2 Bände. gr. 8.
Rom und Babylon. Betrachtungen über confessionelle Zustände der Gegenwart. Regensburg 1852.
Die katholischen Festtage. Regensburg 1854.
Monarchie und Politik. Aus dem Spanischen des Bischofs Palafox. Wien 1853.
Thomas a Kempis Nachfolge übersetzt mit Gebeten. Stereotypausgabe. Wien 1853.
Sternkalender für 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858. Wien.
Kirchenzeitung, Wiener. 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858.
Das Hohenpriestergebet Jesu Christi. (Johannes XVII.) In Homilien für die Fastenzeit. Regensburg 1855.
Woher wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. 2 Bände. Wien 1855.
Paulus in Athen. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Acht Vorträge gehalten in der Universitätskirche. Wien 1856.
Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk. Regensburg 1856.
Büchlein gegen die Todesfurcht. Wien 1856.
Francisci Veronii **Regula fidei.** Recentissima editio, cura Sebastiani Brunner, Decani facult. Philos. et cet. Vindobonae. Gress. 1853.

1.

Allgemeine religiöse Zustände in Wien. Erzbischof Hohenwart. Friedrich Werner. Quellen für dieß Büchlein.

Die zwei letzten Dezennien des vergangenen und die zwei ersten des jetzigen Jahrhunderts hat man von jeher mit Recht für eine Periode der Auflösung und des Verfalles in Beziehung auf religiöses Leben und kirchliche Entwickelung angesehen.

Was in der spezifischen „Aufklärungszeit" gesäet wurde, das mußte seine Blüten treiben und seine Früchte bringen; die Zöglinge der Generalseminarien wuchsen in's Mannesalter hinein und übten sich in jener ihnen oft genug anbefohlenen „stillen Wirksamkeit", die sich ganz allein nur um den innern Menschen kümmern darf, und die ja nicht nach außen in's Leben treten soll. Ordenshäuser, die nicht schon früher gewaltsam aufgehoben wurden, erlagen nach und nach dem andrängenden Zeitgeiste.

In den Gymnasien und philosophischen Lehranstalten, den eigentlichen Vorbildungsschulen für höhere Fakultäten, also auch für die Theologie — wurde nichts weniger — als eine Sehnsucht nach jenen Quellen rege gemacht, die aus dem ewigen Leben in's zeitliche herüber strömen.

Die Aeste und Zweige vom Baume der Kirchenlehre wurden bisweilen, auch noch dazu in der besten Absicht, von der Baumkrone herabgehauen, zersägt und in die kantischen Kategorienfächer als nutzbringendes Brennholz (wie man meinte) hinein aufgeschlichtet, um Kohlen für das frostige Menschenherz zu brennen, daß es hiedurch in einige moralische Aufwallung gerathen möge.

In den Schulen herrschte Geistesdürre und Verblasenheit. Den abgeschmacktesten Rationalismus nannte man nach dem Schlagwort der Illuminaten „die reine Lehre Jesu," und diese sogenannte reine Lehre Jesu hielt man gerade noch für gut genug, um mittelst ihres Hebels „religiöse Gefühle zu erregen," die Menschen „zur Beobachtung des Sittengesetzes aufzumuntern;" und so den letzten eingebildeten Endzweck zu erreichen, d. h. „für den Staat nützliche Bürger zu erziehen!"

Diese und ähnliche Phrasen sind die ineinander geschlungenen Zirkel gewesen, in denen sich das Philisterthum der damaligen Zeit — mit großer Selbstwerthschätzung bewegte.

Wohl kommen bei Ordensleuten und im Weltklerus auch Persönlichkeiten vor, die in kirchlicher Gesinnung und Wirksamkeit nicht von der allgemeinen Strömung sich fortreißen ließen, und die in ihren ihnen angewiesenen Kreisen durch Wort und Beispiel für das Walten des heiligen Geistes in der Kirche, für die unverwüstliche Kraft der ewigen Wahrheit Zeugniß gaben; aber Männer, die mit den obigen Eigenschaften auch zugleich jene mächtige Thatkraft, jene geistige, durch die Umstände entwickelte und gehobene Energie besessen hätten, welche in weiten Wellenringen über den engen ihr angewiesenen Lebenskreis hinausschlägt, derartige Männer sind in jener Zeit in sehr geringer Anzahl zu finden.

Die Ursache dieser traurigen Erscheinung dürfte eine doppelte gewesen sein. Einmal sorgte die Schule dafür, das Studium der Theologie als so etwas Unerquickliches darzustellen, daß sich in der Regel gerade nicht die begabteren Studenten — als es zur Entscheidung der Berufswahl kam — der Theologie zuwendeten.

Kam aber, und das ist die zweite Ursache, manchmal ein Mensch mit besonderem Talent in das Seminar, so wurde schon dafür gesorgt, ihn unschädlich zu machen. Alles, was im geringsten Aufsehen befürchten ließ, konnte sich nichts weniger als einer Begünstigung erfreuen — der normale Eifer war unter dem Namen — „ruhiger Eifer und stilles Wirken" vorgeschrieben, und er wurde in dieser Eigenschaft auch belobt und bevorzugt.

Waren bei einem Seelsorger die Tauf-, Ehe- und Todtenbücher in Ordnung, so meinte man: der habe durch das Ausspannen seines Rubrikennetzes die Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit umfangen; in Namen, Zahlen und ausgefüllten Vierecken lagen die Resultate seines Hirtenlebens unumstößlich vor Augen — was außerdem noch geschah in „Erregung sittlicher und religiöser Gefühle," das — gehörte auf den Beiwagen, und wurde nicht besonders beachtet.

Dort wo man die Lichter der Diözese zu suchen berechtigt gewesen wäre, standen der Mehrzahl nach auf den Kirchen-Leuchtern jene Gattung angestrichener hölzerner Kerzen — die kein Licht haben — wie man sie öfter in Italiens Kirchen findet, wo sie zur kalten Parade auf dem Hintergrunde der Mensa stehen, und nur bisweilen von den dünnen gelben Wachskerzen im Vordergrunde angeleuchtet und ins rechte Licht gesetzt werden.

Die theologischen Lehrstühle und die Chorsitze des Domkapitels wiesen sehr wenig Männer auf — deren Wirksamkeit sich auf ein Paar Dezennien hinaus auch nur im Kreis der Diözese — in besonderm Andenken erhalten hätte. In dieser Form ist freilich das Urtheil am leisesten und schonendsten ausgesprochen. Wir werden im Verlaufe der Geschichte gezwungen sein, einige Detailschilderungen zur Orientirung einzuflechten.

Die Verflachung oben drückte auch nach unten; es herrschte gleichsam ein stilles Einverständniß, aus besten Kräften dafür zu sorgen, daß es nirgends laut werde.

Es gab schon auch Männer, die sich gottgetreu erwiesen — im Wandel und Wirken — aber wer achtete ihrer; sie lebten im Stillen und unbekannt.

Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Wien saß Sigmund Graf von Hohenwart — ein Mann, ausgezeichnet durch seine geistigen Eigenschaften, durch seine Thätigkeit im Mannesalter, und durch seinen frommen Wandel bis an's Lebensende. Er stand im Verkehr mit den ersten Gelehrten seiner Zeit — und bewahrte die innigste Freundschaft für den Dichter Denis — bis zum Tode desselben. Hohenwart trat in seiner Jugend in den Jesuitenorden, kam nach Aufhebung desselben

als Erzieher der jungen Großherzoge Leopold und Franz im Jahre 1778 nach Florenz, wurde 1792 Bischof von Triest, 1794 Bischof von St. Pölten und 1804 Erzbischof von Wien.

Die Art seiner Ernennung — die sich bisher nur in mündlicher Tradition erhalten, wird erzählt, wie folgt:

Hohenwart hielt sich eben als Bischof von St. Pölten in Wien auf und machte dem Kaiser Franz, dem früheren Zögling am großherzoglichen Hofe zu Florenz seine Aufwartung. Der Kaiser hatte aus Hochachtung vor dem einstigen Lehrer dessen Porträt im Audienz-Zimmer aufgemacht. Der Monarch fragte den Grafen Hohenwart, auf das Porträt desselben weisend: „Kennen Sie den?“ Der Befragte antwortete: „O ja, Euere Majestät, es ist der Bischof von St. Pölten.“ Nein, erwiederte der Kaiser: „Es ist der Erzbischof von Wien.“

Der Erzbischof Hohenwart kann für die Zeit seiner Berufung im Beginn des Jahrhunderts nicht nur dem Range, sondern auch der Begabung und dem Talente nach die erste Persönlichkeit seiner Diözese genannt werden. Es ist aber hier nur der Umstand zu berücksichtigen, daß Hohenwart als er den erzbischöflichen Stuhl von Wien bestieg, bereits 74 Jahre alt war, (geboren 1730) somit hoch im Greisenalter stand; er starb im 91. Lebensjahre am 30. Juni 1820. Die Zeit

seines Regimentes füllt also so ziemlich die beiden ersten Dezennien des Jahrhunderts aus.

So viel es seine durch das Alter bereits gebrochene Kraft zuließ — war der fromme Greis unermüdet thätig. Noch steht er, als ein Bild echter Johannesliebe in den Herzen aller, die ihn gekannt haben, im segensreichen Andenken.

Jene aus den Domkapitularen, welche einige Fähigkeiten besaßen, wuchsen mit ihrer Erziehung ganz und gar aus der bezeichneten traurigen und unfruchtbaren Periode heraus, die einzig nur die tauben Blüten der sogenannten humanen Tugenden hervorzutreiben vermocht hat. Als der Begabteste galt Jahn der Orientalist, auf den später die Sprache kommt.

Die Predigtstühle erwiesen sich — aus Bauhütten zur Erbauung in aller göttlichen Lehre, — in unerquickliche Leierkästen einer abgeschmackten und höchst langweiligen Salbaderei über Moral zusammengeschrumpft; zudem lebte noch die Herabwürdigung der Kanzel und des Predigtamtes durch das Gebahren jenes liederlichen Literatenthums, das aller Fähigkeit und alles Wissens und Urtheiles baar, während der achtziger Jahre in der Wienerpresse den Ton angab. Die zu jener Zeit mit cynischer Frechheit abgefaßten Predigerkritiken wirkten noch allenthalben in verderblichem Andenken fort.

Man hat bisher den Einfluß der Predigerkritiken d. h. des allwöchentlichen öffentlichen Herabreißens und Beschimpfens sämmtlicher Wiener Prediger zu gering angeschlagen.

Der Einfluß derselben ist aber offenbar ein doppelter gewesen. Einmal wurde die katholische Kanzel gegenüber dem Publikum dem Gespött jedes liederlichen Jungen preisgegeben — und dann sollten, wie dieses aus Enthüllungen des Freimaurerischen Treibens ersichtlich ist — die Prediger selbst eingeschüchtert werden — sie sollten das Gebiet der katholischen Lehre meiden und mit fadem kraftlosen Moralisiren — dem noch gläubigen Volk selbst, wenn auch nicht gleich die Kirche, doch vorläufig das Predigthören verleiden.

Auf das war es abgesehen, und mancher der sich fürchtete — ließ sich auch einschüchtern, bis am Ende das trockene haltlose Moralisiren auf der Kanzel eine Art trauriges Bürgerrecht erhielt.

Zu jener Zeit ging es gegen die Kanzel los, — jetzt sucht dieselbe ehrenwerthe Verbrüderung durch festes Zusammenhalten die katholische Publicistik zum Schweigen zu bringen.

Die kirchlichen Zustände zeigten sich also zur Zeit, als Hoffbauer nach Wien kam, so herabgekommen und versumpft, und es waltete über denselben eine derartige

Apathie, daß sich die eigentlichen Erwecker zu einem neuen Leben nicht mehr in der Wiener Diöcese selbst vorfanden. Für Mitglieder des hier heimischen Clerus wäre es bei den obwaltenden Umständen auch besonders schwierig gewesen, mit einem derartigen Unternehmen aufzukommen.

Es waren zunächst zwei Männer von ganz verschiedenen Gaben, aber von demselben Geist durchdrungen, die von außen in die Wiener Diöcese hereinkamen und denen der erste Impuls zum Erwachen aus dem Todesschlummer, das Beginnen einer neuen Aera zugeschrieben werden muß.

Wir nennen zuerst Friedrich Werner, geboren den 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen. Werner war in Preußen bei verschiedenen Behörden angestellt und dreimal verheirathet. Er lebte im Verkehr mit Göthe, Jacobi, Schelling, A. W. Schlegel, dem Erzähler der Schauermährchen: Th. Ch. A. Hoffmann, der nicht nur Landsmann und Studienfreund, sondern auch in Warschau sein Amtskollege war, Frau von Staël, und mit vielen anderen Notabilitäten damaliger Zeit. Im Jahre 1810 trat er zu Rom in die katholische Kirche über und wurde 1814 vom Fürstprimas Dalberg zum Priester geweiht. Schon während des Fürstencongresses machte der berühmte Mann durch seine Predigten bedeutendes Aufsehen. Er zog sich dann mehrere Jahre nach Podolien zurück und lebte dort

auf den Gütern des Grafen Cholonîewsky; kam im Jahre 1818 wieder nach Wien, und wirkte durch seine Predigten, welche große Sensation erregten, bis zu seinem Tod 1823. Werner lebte im innigsten, freundschaftlichen Verkehre mit P. Hoffbauer und wurde auch im Jahre 1821 nach Hoffbauers Tode in den Redemtoristenorden aufgenommen.

Die andere Persönlichkeit, mit welcher wir es hier zunächst zu thun haben, ist eben die des ersten deutschen Redemtoristen, des P. Clemens Maria Hoffbauer. Wir erwähnen hier gleich eines oft wiederholten Lieblingsspruches Werners, der im Freundeskreise zu sagen pflegte: „Ich kenne unter den Lebenden nur drei Kraftnaturen: den Napoleon, den Göthe und den P. Hoffbauer.

Das Auftreten dieses Mannes und sein Wirken in Wien, wie sein Charakter und seine Geschichte überhaupt — sind so merkwürdig, daß es sich wohl der Mühe lohnt, ein getreues Lebensbild von ihm zu entwerfen, zu einer Zeit, in der noch die Mittel zu einer derartigen Arbeit zu Gebote stehen, in der noch viele leben, die mit ihm verkehrt — und die sich an seinem tief eindringenden Wort und heiligmäßigen Wandel erbaut haben.

Warum sich Persönlichkeiten und Zustände hier gerade um den P. Hoffbauer gruppiren, der in Wien eigentlich gar keine Stellung einnahm — ist dem Umstande zu-

zuschreiben, daß sich die Geschichte mehr um den nachhaltigen Einfluß kümmert, den ein Mensch auf Zeit und Zeitgenossen geübt hat — während oft Leute, die eine bedeutende Stellung einnahmen, ruhig lebten — starben — und wenigstens von Seite der Geschichte aus — auch in Ruhe verbleiben können.

Die Quellen der nachfolgenden Biographie sind: Eine im Jahre 1844 in Regensburg bei Manz von Dr. Pösl erschienene Broschüre: „Clemens Maria Hoffbauer, der erste deutsche Redemtorist, in seinem Leben und Wirken“, dann ein genauer Bericht (im Manuscript) über die Congregation in Warschau, vom Augenzeugen P. Sabelli. Außer diesen schriftlichen Quellen standen dem Verfasser viele mündliche Nachrichten von noch lebenden verläßlichen Männern zu Gebot, welche mit P. Hoffbauer längere Zeit verkehrten. Ueber die damaligen Wiener Zustände wurde wohl auch manches angeführt, was der Verfasser schon früher durch verschiedene Augen- und Ohrenzeugen vernommen. Auch lieferten Beiträge Herr Johann Passy und der Herr Pfarrer Josef Hiller, die mit Hoffbauer und Werner in Berührung standen. Eine besonders schätzenswerthe Mittheilung machte uns Domherr Dr. J. E. Veith, die wir am Schlusse des Büchleins bringen.

In wie weit nun Hoffbauer ein Element gewesen ist, welches in die stagnirenden geistigen Zustände zu

Wien eine neue Strömung hineinbrachte, das wird am besten aus einer Skizze seines Lebens erkannt werden.

Wie man zur Zeit seines Erscheinens in Wien in seiner Persönlichkeit es herausgefühlt hat, daß in ihm eine geheimnißvolle Macht liege: dem kirchlichen Leben einen neuen Aufschwung zu verschaffen — dafür zeugen die mannigfachen Denunziationen und Verfolgungen, welche gegen ihn eingeleitet wurden.

Jeder, der den christlichen Culturzuständen einige Aufmerksamkeit schenkt, wird dem Leben Hoffbauers manche interessante Seite abgewinnen können.

Ein einziger durchgeführter öffentlicher Charakter — in allen seinen Beziehungen geschildert — charakterisirt eine Zeitperiode schärfer, als alle Tiraden, wenn diese auch noch so zierlich zu einem silbernen Redestrom ausgesponnen wären.

2.

Hoffbauer's Jugend. Handwerk. Klosterbruck. Orientalist Jahn. Eremitenleben zu Mühlfrauen. Reise nach Wien. Pilgerfahrt nach Rom. Rückkehr zum Handwerk.

Johann Clemens Maria Hoffbauer, wurde zu Taßwitz in Mähren am 26. Dezember 1751 geboren. Er stammt von einfachen Bauersleuten ab, die es sich angelegen sein ließen, ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn zu erziehen. Noch in seinen alten Tagen redete Hoffbauer mit Rührung von seiner seligen Mutter, rühmte ihre Tugend und Frömmigkeit und erzählte, was für einen mächtigen Einfluß ihr Wort und Beispiel auf sein ganzes Leben ausgeübt.

Nach seiner eigenen Erzählung war die Erziehungsmethode im höchsten Grade eigenthümlich; sie klingt fast fremd aus dem vergangenen Jahrhundert herüber. Zeigte sich der siebenjährige Knabe die ganze Woche hindurch besonders fleißig, so bestand sein Lohn darin: daß er am Samstag mit seiner Mutter, zu Ehren der seligsten Jungfrau einen Fasttag halten durfte, und daß ihm erlaubt wurde, die wenigen Kreuzer, welche er die Woche über zum Frühstück bekam — einem Armen als Almosen zu schenken. Somit war dem Knaben von Haus aus eine

gewisse freudige Ascese eingepflanzt — die schon in zarter Jugend, wie einen festen Grund: Neigung und Beruf zum geistlichen Stand in seine Seele legte.

Erst nach mannigfachen und harten Prüfungen sollte Hoffbauer an sein Ziel gelangen. — Er und seine Aeltern fühlten es — wie groß das Hinderniß der Armut ihrem Wunsche im Wege stehe. Als nun auch zur Zeit, da Hoffbauer noch ein Knabe war — der Familie ihr Vater und Nährer durch den Tod entrissen wurde, da nahm die schmerzbedrängte Mutter, welcher trotz dieses harten Schlages das Vertrauen auf Vorsehung und Fürsorge nicht abhanden gekommen, ihr Söhnlein weinend bei der Hand, führte es zum Bildniß des Gekreuzigten, und sprach unter bitteren Thränen: „Siehe, dieser ist von nun an dein Vater, gib Acht, daß du auf dem Wege wandelst, der Ihm wohlgefällig ist."

In dem tiefen Gemüt des Knaben war der Schmerz mit seinen klagenden und trauernden Sangweisen eingezogen; alte Leute aus seinem Geburtsort berichteten: daß man ihn — ihren Zeitgenossen — oft lange Zeit betend in der Kirche sehen konnte; deshalb mangelte ihm aber durchaus nicht Lust zur Arbeit; konnte er irgend Jemand, der ihn darum ersuchte, einen Liebesdienst erweisen, so war er stets bereit dazu; der Schulmeister des Ortes stellte ihn den andern Knaben als Muster auf.

Bis in sein 15. Jahr stand er seiner Mutter bei in der Besorgung des Hauswesens. Nun sollte er ein Handwerk lernen. Vom Studiren konnte bei den beschränkten Mitteln der Familie keine Rede mehr sein, und doch hatte er den Gedanken, Geistlicher zu werden — immer noch nicht aufgegeben. Er kam in die, seinem Geburtsort nahe Kreisstadt Mährens: Znaim, erlernte hier das Bäckerhandwerk und wurde Geselle.

Sein stiller Wunsch von Kindheit an gehegt, wollte — wie dies bei zähen und energischen Naturen oft der Fall ist, nicht erlöschen — er ging mit ihm durch die Handwerksstube — und aus diesem Wunsch ist es auch zu erklären, wie er doch wenigstens als Bäcker in die damals berühmte Prämonstratenserabtei Bruck, nahe bei Znaim — unterzukommen suchte.

Sein Vorhaben gelang. Nachdem er nun eine Zeit lang die Klosterbäckerei versehen, erklärte er dem Prälaten geradewegs seinen Herzenswunsch: die Studien durchzumachen und Geistlicher zu werden.

Der Prälat war der dringenden Bitte nicht abgeneigt. Er übertrug von nun an dem Jüngling das Geschäft des Tafeldeckens, welches nur geringe Zeit erforderte, und erlaubte ihm die lateinische Klosterschule zu besuchen.

Mit Fleiß und schneller Auffassung wußte sich Hoffbauer hier im Zeitraum von vier Jahren ziemliche Kenntnisse anzueignen; dabei hatte er das Gebet und innere Leben nicht aufgegeben; und er scheint manchen, die vom damals erwachenden Zeitgeist berührt im Kloster waren, oder als Gäste dahin kamen — sogar als eine Art Stichblatt gedient zu haben.

Landsmann und Mitschüler in der Dorfschule zu Taßwitz, war der nachmalige Orientalist Jahn; jedenfalls in seiner Art eine höchst originelle Erscheinung. Jahn wurde geboren zu Taßwitz 1750; glücklicher als Hoffbauer, konnte er zu Znaim und Olmütz studiren, wurde als Noviz zu Bruck aufgenommen und war schon zum Priester geweiht — als Hoffbauer noch als Tafeldecker sich durch das Studium der untern Lateinklassen Bahn brechen mußte. In spätern Jahren erzählte Hoffbauer, wie Jahn sich einmal über seinen alten, sitzengebliebenen Mitschüler lustig machen wollte; er aber (Hoffbauer), dem, damals schon auf seine Studirtheit pochenden Jahn geantwortet habe: „er solle lieber mehr beten und weniger lesen, sonst werde es ihm einmal übel ergehen."

Im Jahre 1784 erfolgte die Aufhebung von Klosterbruck. Jahn trat in den Weltpriesterstand und bekam die Stelle eines Professors der morgenländischen Sprachen und der

Hermeneutik zu Olmütz, er wurde in gleicher Eigenschaft im Jahre 1789 an die Wiener Universität übersetzt und starb 1816 als Domherr bei St. Stephan zu Wien. Seine biblische Archäologie, seine Sprachlehren des Hebräischen und Syrischen, seine Chrestomathien und Lexika verschafften ihm seiner Zeit einen Namen in der Gelehrtenwelt.

Als eine der verdienstvollsten Arbeiten dieses Mannes gilt die Herausgabe des hebräischen Bibeltextes mit einer neuen Kapiteleintheilung und Sammlung verschiedener Lesearten. Die Ausgabe in 4 Bänden veranstaltete 1806 auf eigene Kosten großmüthig das Chorherrnstift zu Klosterneuburg bei Wien.

Jahn gerieth in seiner biblischen Dämonologie nach dem Muster seiner protestantischen Zeitgenossen auf eigenthümliche, von der Kirchenlehre abweichende Ansichten.

Mag sein, daß diese Richtung und Anschauungsweise im Allgemeinen schon am noch jungen Jahn seinem ehemaligen Mitschüler Hoffbauer nicht entgangen war, und dieser letztere darum bei guter Veranlassung eine Rüge hierüber aussprechen zu sollen gemeint hat.

Was zunächst Veranlassung war, daß Hoffbauer von Bruck fortging, ist in den vorfindlichen Aufschreibungen nicht angegeben. Wahrscheinlich konnte die Lehranstalt des Klosters nur in den vier unteren Lateinklassen Un=

terricht ertheilen; und Hoffbauer war nun darauf angewiesen worden, in Znaim oder Olmütz seine Studien fortzusetzen.

Entweder mangelten ihm nun die Mittel dazu, oder der auftauchende Gedanke, ein Eremitenleben zu führen, bewegte ihn allein zu seinem jetzigen Schritte. Ungefähr 1776 verließ er Bruck und ging nach dem Wallfahrtsort Mühlfrauen bei Znaim, um sich dort eine Einsiedelei zu begründen. Zu jener Zeit war die bureaukratische Ueberwachung schon insoweit ausgegliedert, daß Niemand auf eigene Faust sich eine Eremitage errichten durfte — es mußte um Erlaubniß hiezu eigens bei der Regierung schriftlich angesucht werden. Das that nun Hoffbauer — und in der sicheren Erwartung einer günstigen Antwort, besorgte er sich unterdessen die nöthigen Bausteine. Es scheint, daß er hier in einer Holzhütte gewohnt hat — so viel aber ist gewiß, daß die Leute der Umgegend gern zu ihm kamen, sich an seinem Wandel erbauten und seine einfache, vom Herzen kommende Rede über das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit anhörten. Somit scheint um diese Zeit hier Hoffbauer den Leuten der Umgegend eine Art Nikolaus von der Flue gewesen zu sein, indem er ihnen auch mit seinem Rathe beistand, wie dieser fromme selige Klosterbruder in der Schweiz — der seit dem 15. Jahrhundert noch im Volksmunde jenes Gebirgslandes fortlebt.

In dieser Einsiedelei verbrachte Hoffbauer zwei Jahre. Es war nun gerade jene Zeit hereingebrochen, in welcher die ersten Windstöße des Sturmes gegen klösterliche Institutionen durch die Provinzen Oesterreichs heulend dahinzogen. Die Klosteraufhebung begann — von einer schriftlichen Bewilligung zur Errichtung einer neuen Einsiedelei war keine Rede mehr, da im Gegentheile schon das zeitgemäße Project ins Leben trat, auch die bisherigen Eremiten aus ihren stillen Klausen hinauszutreiben, dieweil sie nach der damals auftauchenden, für Industrie im höchsten Grade begeisterten Weltanschauung, dem Gemeinwohl durch Arbeit keinen Nutzen brachten.

Jetzt begab sich Hoffbauer nach Wien; er nährte sich eine Zeit lang durch Ausübung seines erlernten Handwerkes und ging dabei mit dem Plane um, eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen.

Seinem Zug zum Klosterleben nach — gleicht er um diese Zeit wohl einer Schwalbe, die nach Süden geht, wenn sie die Stürme des Winters herannahen fühlt.

In Wien wußte er nun einen Gesellen desselben Handwerkes zum gleichen Unternehmen anzueifern — der Name desselben war Peter Kunzmann — er starb in der Folge als Laienbruder in der Congregation des aller-

heiligsten Erlösers — und blieb sein Lebenlang seinem Freunde Hoffbauer in Liebe zugethan.

Die Beiden legten den geringen Erwerb von ihrer Hände Arbeit so lange zusammen — bis sie meinten, es sei ein genügendes Reisegeld nach Rom daraus geworden; dann traten sie selbander ihre Reise an, beteten zu Rom an den Gräbern der Apostel und kehrten erfrischt im Glaubensmuthe wieder nach Wien zurück. Nachdem Hoffbauer die heilige Stadt gesehen, war in seinem reichen Gemüt eine neue Welt lebendig geworden.

Um sich auf ehrliche Art seines Leibes Nahrung zu verdienen, arbeitete er wieder in seinem Handwerk — aber sein Sinnen und Trachten nach dem Klosterleben verließ ihn hierbei nicht, durch den Besuch in Rom war es nur noch mehr in ihm angefacht worden.

Das zeitweilige Wiederkehren zu seinem erlernten Lebensunterhalt kann um so weniger als Wankelmuth ausgelegt werden, als auch schon im Leben der Apostel ähnliche Ereignisse sich finden. Petrus und Matthäus kehrten, obwohl beide schon dem Herrn nachgefolgt waren, jeder auf eine Zeitlang wieder zu seinem Geschäft, der eine zu seiner Fischerei, der andere zu seinem Zollhause zurück.

Wie die Magnetnadel schwankt und zittert, bis sie im Zuge nach Norden endlich sich feststellt — so geschieht es wohl auch bei vielen Menschen, daß sie in ihrer Bestimmung zu schwanken scheinen, bis endlich der entscheidende Augenblick eintritt, in dem sie gefestigt werden in ihrem Beruf; hier aber war dieser Beruf die bleibende Nachfolge des Herrn.

Auch an Prüfungen in diesem seinem Handwerksstande sollte es ihm nicht fehlen. Sein sittliches Leben, so ganz verschieden von dem der andern Standesgenossen, sein Fleiß und seine Arbeitsamkeit — sein sanftes und liebenswürdiges Wesen — gaben Veranlassung, daß ihm eine für seine Verhältnisse glänzende Heirat angetragen wurde — aber eheliches und bürgerliches Leben und gesicherte Einnahme und gutes Auskommen waren nicht die Endziele dieser stillen, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit. Seine Wege waren nicht die Wege gewöhnlicher Menschenkinder; er wußte über die Hemmnisse seiner Laufbahn — die man ihm verlockend in den Weg stellte, hinüberzuschauen — und verlor sein Ziel nicht aus den Augen.

3.

Zweite Römerfahrt. Einsiedlerleben in Tivoli. Rückkehr nach Wien. Fortsetzung der Studien. Ferialreise von Wien nach Rom und Tivoli. Die Studienzeit. Bekanntschaft mit Hübel. Ende des philosophischen Cursus. Neue Wanderung mit Hübel nach Rom.

Den Gedanken, Einsiedler zu werden, hatte Hoffbauer auch jetzt noch nicht aufgegeben. Dies Streben in sich — erfaßte ihn die Sehnsucht nach der ewigen Stadt, die seit der ersten Pilgerschaft in ihm gelegen, um so mehr. Es ging ihm, wie es Jedem ergeht, der einmal in Rom war. Rom wird nicht so leicht vergessen und immer fühlt man sich durch die tausend Fäden, die das Gedächtniß dort angesponnen, wieder aufs Neue hingezogen. Wieder war es sein Freund Peter Kunzmann, den er sich als Begleiter erwählte — wie er diesen das erste Mal zur einfachen Pilgerfahrt zu bereden wußte, so hatte er in ihm jetzt auch die Sehnsucht nach dem Einsiedlerleben rege gemacht.

Laut betend und Loblieder Gottes singend, zogen nun die Beiden hinab durch Italiens Städte und Dörfer — wie ein Bild aus früheren Jahrhunderten, als der heilige Franziskus mit Massäus oder Leo oder einem anderen seiner Jünger, Gottes Lob verkündend dahinzogen

durch Wälder, Fluren und Städte, über Berg und Thal, fröhliche Kinder Gottes, Söhne der freiwilligen, selbstgewählten und in Heiterkeit und im Herzensfrieden ertragenen Armut; wohl auch bisweilen, wie im Mittelalter der große Franziskanerdichter und Vorläufer Dante's, Jacopone da Todi (der in irdischer Redeweise unsterbliche Sänger des Stabat mater), welcher als Doktor der Rechte das einträgliche Amt eines Anwalts in seiner Vaterstadt Todi nach dem plötzlichen Hinscheiden seiner frommen Hausfrau aufgebend, Franziskanerfrater geworden, und auffordernd zur Liebe Gottes im Gewande der Armut umherzog — dem Spott der blöden Menge preisgegeben, welcher in geiler Gier nach Besitz und Lust alles Verständniß eines tiefinnern Lebens abhanden gekommen — und die nur Augen für das hat, was blendend in die Sinne fällt.

Wieder zogen die Beiden ein in St. Peters Dom und verrichteten ihr Gebet an der Grabeshalle der Apostel, wo die hundert ehernen Lampen rings am Marmorgeländer brennen Tag und Nacht — und empfingen die heiligen Sakramente.

Darnach machten sie sich auf und zogen hinaus nach Tivoli zum Bischof Gregor Barnaba Chiaramonti — der in der Folge im Jahre 1799 in der Benediktinerkirche auf der Insel St. Giorgio maggiore in Venedig

(dem Dogenpalast gegenüber) zum Papst gewählt wurde und den Namen Pius VII. angenommen hat.

Sie baten den Bischof um das Eremitenkleid und sprachen den Wunsch aus, als Einsiedler leben zu wollen. Der Bischof stellte ihnen vor, wie dieser Stand seine großen Beschwerden habe, wenn man die Pflichten desselben anders gewissenhaft erfüllen wolle. Das vermochte die Beiden von ihrem Vorhaben nicht abzubringen, sie wiederholten dringender ihre erste Bitte.

Der Bischof gab ihnen nun die Erlaubniß, sich in einem Walde bei Tivoli niederzulassen, bekleidete sie mit dem Einsiedlergewand und gab ihnen seinen Segen.

In dieser Einsiedelei, auf einem Hügel gelegen, auf dem ein Gnadenbild unter dem Namen Maria de Guintileone verehrt wird, verlebte Hoffbauer in Gebet und Betrachtung ein halbes Jahr. Hier festigte sich in ihm der Gedanke: er wolle als Priester wirken, und er dürfe, weil schon in jenem Alter, in dem man gewöhnlich den Schulstudien bereits entwachsen ist — die Mühen und das Unangenehme, was er, um zu diesem Ziele zu gelangen — vor sich habe, durchaus nicht scheuen.

So ergreift er nun wieder den Wanderstab und kehrt nach Wien zurück, um hier seine Studien fortzusetzen. Er weiß nicht, woher die Mittel zu seinem Unterhalt nehmen — hat aber das volle Vertrauen, daß

ihm diese zukommen werden. Eine fromme Witwe verheißt ihm die nothwendigen Auslagen für seine Studienzeit zu verschaffen.

Hoffbauer macht ein Jahr durch — die Ferien kommen — und seine Einsiedelei zu Tivoli, der reizende waldumkrönte Hügel, auf dem einst eine Villa des Dichters Horaz gestanden — und das ewige Rom ziehen ihn dermaßen an, daß er mit den beschränktesten Geldmitteln wieder den Wanderstab ergreift — oft unter Italiens blauem Himmelszelt auf freiem Felde schläft — nach Rom und Tivoli geht — und nach Aufenthalt von einigen Tagen wieder frohen Muthes nach Wien zurückkehrt, um seine Studien fortzusetzen.

So ist Hoffbauer in seinem ganzen Leben, freilich später nicht mehr als Pilger allein — sondern in seinem Berufe — nicht weniger als vierzehn Mal nach Rom gekommen, wie es zwei Zeugen, die Hoffbauers Leben genau kannten, bestätigt haben.

Von den Studienjahren Hoffbauers ist nicht viel bekannt — nur einige charakteristische Vorfälle werden daraus erzählt. Die philosophischen Studien schwammen im Geiste der ausgewässerten Aufklärung, die theologischen wurden schon in den siebenziger Jahren im Sinne der damals im protestantischen Deutschland cursirenden Principien mit starkem rationalistischem Einschlag betrieben.

Das innere Leben welches Hoffbauer führte, zudem das reifere Nachdenken des Schülers, der schon im männlichen Alter stand und jedenfalls an Welterfahrung und Menschenkenntniß bereichert war, gab ihm insoweit die Unterscheidung der Geister — daß er es in jedem Vortrag oder bei jedem Professor bald herausfand, inwieweit dieser auf kirchlichem Boden sich bewegte oder der Kirchenlehre feindlich gegenübertrat.

Da geschah es, daß Hoffbauer einst auf den Vortrag eines philosophischen Professors hin — aufstand und laut sagte: „Herr Professor, was Sie gelehrt haben, ist nicht katholisch“ und mit diesen Worten den Hörsaal verließ.

Derselbe Professor soll viele Jahre später dem Hoffbauer, als dieser auch schon lange Priester war, zu Wien begegnet sein, ihn eigens angesprochen und ihm gesagt haben: „Ich danke Ihnen für jene Zurechtweisung, die für mich damals zwar ärgerlich und beschämend, aber heilsam war, ich dachte darüber nach, fand daß Sie Recht gehabt haben, und kehrte in mich.“

Zu dieser Zeit pflegte Hoffbauer die Sonntage insofern ganz der Kirche und dem Gottesdienste zu weihen, als er in der Salvatorkirche im Rathhause — bei allen Messen ministrirte, und so öfter den ganzen Vormittag am Altar zubrachte.

Um diese Zeit machte Hoffbauer die Bekanntschaft eines jungen Mannes — der in der Folge von nicht geringem Einfluß auf sein Leben, wie auch auf die Geschichte der Kongregation des allerheiligsten Erlösers geworden ist. Hoffbauer ging eines Tages aus der Stephanskirche zu Wien und bemerkte einen geschriebenen Zettel an einer Kirchenthüre angeschlagen. Der Zettel besagte: daß ein junger Mensch sich zum Abschreiben anbot — die Adresse seiner Wohnung fand sich beigefügt. Hoffbauer, der selbst nichts zum Besten hatte — dachte sich: Der junge Mensch scheint in Noth zu sein, vielleicht kann ich ihm doch irgendwie helfen — und es mag am Ende zu etwas Gutem führen. Hoffbauer geht in die angezeigte Wohnung — macht die Bekanntschaft eines armen Studenten aus Böhmen, Namens Hübel — er findet sich durch Hübels sittliches Wesen und sein angenehmes Aeußere angezogen und die beiden werden Freunde, die in der Folge in Freud und Leid fest bei einander blieben. Auf Hübel, sein Geschick und seine Wirksamkeit wird später die Sprache kommen.

Der philosophische Cursus war zurückgelegt, wie und wo sollte nun Theologie studirt werden?

Daß dieses Studium nach den obigen Andeutungen in Wien für Hoffbauer nicht sehr anziehend sein mochte,

läßt sich denken. Dazu kam sein Zug nach Süden, er konnte Rom und Italien nicht vergessen.

Sein Gemüt bedarf eines Gefährten um heitere und trübe Stunden auf der Pilgerfahrt mit ihm zu theilen. Sein neuer Freund Hübel liegt krank im Spital. Hoffbauer besucht ihn und sagt: „Ich will wieder nach Rom pilgern, gehe mit!“ Der Kranke antwortet betrübt: „Wie kann ich denn einen so weiten Weg machen, da ich krank bin und kein Geld habe.“ Hoffbauer erwiedert: „Für das erste wird Gott sorgen und das Geld zur Reise werde schon ich zusammenbringen.“

Hoffbauer war nicht der Mann, sich von Hindernissen einschüchtern zu lassen. Hübel wird gesund und kurze Zeit darnach wandern beide wieder hinab die Pilgerstraße nach Rom; Hoffbauer mit dem Entschluß dort Theologie zu studiren und sich zum Priester weihen zu lassen, Hübel aber, ohne festes Ziel, ist gesonnen — die Entwirrung seiner Zukunft Gott und der Zeit anzuvertrauen.

4.

Ankunft in Rom. Die Kirche S. Giuliano und die erste Morgenglocke. Der Redemtoristenorden. Aufnahme in denselben. Villa Caserta. Die Wege bei Sta. Maria maggiore. Hübel tritt auch in den Orden.

Spät am Abend wandern die Pilger hinein bei der Porta del popolo, ihre ärmlichen Reiseeffecten auf dem Rücken; Hoffbauer machte den Vorschlag, am frühen Morgen aufzustehen und in jene Kirche zu gehen, deren Glockengeläute sie zuerst vernehmen werden.

Um 4 Uhr des Morgens verlassen sie die arme Locanda, in der sie gewohnt, und gehen dem Klang einer kleinen Kirchenglocke nach. So gelangen sie in die bescheidene Kirche S. Giuliano, treten ein, und finden hier mehrere Priester im Morgengebet. Sie sahen, daß sie in die Kirche irgend eines Ordens gekommen. Hoffbauer wollte sich des Nähern erkundigen und fragte einen Knaben, was denn das für Geistliche wären und welchem Orden sie angehören. Der Knabe antwortete: „Das sind Priester des allerheiligsten Erlösers und Sie werden auch einer.“ So wenigstens hat es darnach Hübel wiederholt erzählt.

Sicher ist jedenfalls —´. daß die Morgenglocke, die Kirche und das Gebet der Geistlichen einen tiefen Eindruck auf Hoffbauer hervorgebracht haben mußten, denn noch im Verlaufe des Tages wollte er den Obern der Congregation sprechen. Als er hörte, dieser sei für eben diesen Tag verhindert — ließ sich Hoffbauer nicht abschrecken, am folgenden Tage dasselbe Begehr zu stellen.

Jetzt wurden die beiden Freunde dem Rektor des Hauses vorgestellt. Dieser setzte ihnen kurz die Grundzüge der Regel und den Zweck des Ordens auseinander. Der Gedanke, um Aufnahme in den Orden zu bitten, wurde während des Gespräches in Hoffbauer immer lebendiger — nur wagte er nicht denselben jetzt alsogleich auszusprechen. Der Rektor kam seinem Wunsche zuvor; denn dieser selber trug Beiden an, sie sollen in den Orden eintreten. Hier ist wohl zu beachten, daß beide Deutsche waren, und daß Hoffbauer zu jener Zeit schon im 32. Lebensjahre stand. Hoffbauer rasch entschlossen, nahm das Anerbieten alsogleich an. Hübel hingegen bezeugte keine Lust — sondern verfiel sogar in eine große Traurigkeit; denn nun stand er allein im fremden Land und sollte allein, des Italienischen kaum kundig, die weite Rückreise antreten.

Hoffbauer erzählte später selbst über seine damalige Gemüthsstimmung. Einerseits lobte er Gott — da er nun doch zu einem Ziele gelangt, in einen Hafen eingelaufen — es war ihm sicher in seinem Innern, daß er jetzt zum rechten Beruf gegriffen, und anderseits dauerte ihn wieder sein armer Freund, es dünkte ihm wie ein Verrath — daß er diesen jetzt so allein im Stich lassen sollte — nachdem er ihn doch zur Pilgerfahrt selber aufgefordert.

Die Kirche S. Giuliano verfiel in der Folge und blieb eine Ruine bis zum Jahre 1848. Im Herbste dieses Jahres wurde Kirche und Kloster für eine weibliche geistliche Genossenschaft wieder hergestellt. Jetzt hat die Versammlung des allerheiligsten Erlösers in Rom die ehemalige Villa Caserta angekauft und dort ihren Sitz aufgeschlagen; merkwürdiger Weise umringt der Gartengrund dieser Villa Caserta gerade die Kirche und das Haus, in dem Hoffbauer in den Redemtoristenorden aufgenommen wurde.

Die nächste Veranlassung zu diesem angedeuteten Umstand gab die Verpflanzung der Congregation über die Alpen; denn diese breitete sich hier so sehr aus, daß sich der Pabst veranlaßt fand, die Residenz des Generalobern nach Rom zu verlegen, so daß nun das gegenwärtige Haus in der Villa Caserta eigentlich ein

Zweig der von Hoffbauer errichteten cisalpinischen Provinz genannt werden muß.

Nun befand sich Hoffbauer in großer innerlicher Bedrängniß über das Geschick seines Freundes Hübel. Hoffbauer war von je ein Meister in der Kunst des Gebetes — beten konnte er so recht aus vollem Herzen und innigem Vertrauen. Wenn eine Sorge auf seiner Seele lag, so verstand er es, nach des Apostels Wort: diese auf den Herrn zu werfen. Er selbst erzählte, wie er nun die ganze Nacht dem Gebet obgelegen: Gott möge das Herz seines Freundes lenken und diesem auch die Gnade desselben Berufes verleihen, für den er Gott so inbrünstig zu danken wußte.

Es kam der nächste Morgen, und Hoffbauer begann nun wieder seinen Freund in Rom herumzuführen. Der erste Weg ging in die Kirche Sta. Maria maggiore, eine der ihrer Wohnung nächsten Hauptkirchen Roms. Jetzt wandelten die Freunde nicht mehr wie auf ihrer Reise fröhlich nebeneinander — sie waren in verschiedene Interessen geschieden. Hoffbauer ging vorn, und hinten folgte mit sich uneins und traurig Hübel nach. Die Straßen um Maria Maggiore herum sind einsam, man begegnet hier selten Menschen. Wenn man in der Via S. Lorenzo oder Via di Porta maggiore oder di S. Croce wandelt — so fühlt man sich durch diese Gartenmauern

und Weingartenhäuser (Vignen) schon melancholisch angeregt, auch wenn man sonst keine Traurigkeit im Herzen hat, der Weg ist ausgedorrt und staubig, und nur hie und da hängen Schlingpflanzen oder schaut graugrünes Baumlaub und die Spitzen dunkler Cypressen über die Gartenbrüstungen herüber.

Ehe nun die beiden zur Kirche Sta. Maria Maggiore kommen, tritt Hübel an seinen Freund heran mit entschlossener Miene und sagt: „Ich bin jetzt einig mit mir, ich will mich auch in die Versammlung aufnehmen lassen.“ Da ward Hoffbauer ganz mit Jubel erfüllt, der Herr hatte ihm seine Sorge abgenommen. Das geschah im Jahre 1783.

5.

Noviziat in Frosinone. Plan, den Orden nach Deutschland zu verpflanzen. Was man im Orden selbst hierüber denkt. Vorhersagung des heiligen Alphonsus.

Nun werden Beide in die Stadt Frosinone, im päbstlichen Gebiet, fast an der neapolitanischen Grenze, geschickt, um dort ihr Noviziat durchzumachen. Es wäre interessant, Gedanken und Gefühle zu wissen, welche dem Mann hier durch die Seele gegangen sein mögen, wenn er zur Morgen- oder Abendzeit vom romantischen Felsennest Frosinone in die zerklüftete Gegend und auf die Berge mit ihren dunklen Eichenwäldern hinsah — und unten im Thale das Flüßchen Cosa wie eine Silbernatter durch das im Tuffstein tief ausgehöhlte Bett hinrollte. Diese Felsennester im päbstlichen Gebiet mit ihren mittelalterlichen Burgen und Häusern, deren Grundfarbe grau-dunkel ist, gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Auch die Spaziergänge um Frosinone haben etwas — von deutschen Gegenden total verschiedenes an sich. Langhaarige Ziegen, südlichen Gepräges, klettern auf den Steintrümmern und schwarze zottige Büffel mit abwärts gebogenen Hörnern erfreuen

sich in den mitunter sumpfigen Wiesen an den Ufern des Cosa. Hie und da hängt eine vom Sturm geknickte Pinie trauernd noch an einigen in Felsen eingezwängten zähen Wurzeln von den steilen Abhängen nieder. Selbst bei kühler, dem Norden gleichartiger Temperatur fühlt um Frosinone herum der Deutsche, wohin er sein Auge wenden mag: „Hier bin ich in keiner heimatlichen Gegend — das ist ein südliches Land." —

Gleich nach seinem Eintritt faßte Hoffbauer den Entschluß, die Congregation des allerheiligsten Erlösers nach Deutschland zu verpflanzen. Diesen Gedanken hat er nach der Hand in seinem ganzen Leben mit einer derartig unerschütterlichen Energie verfolgt, daß dieser Mann, abgesehen von seinem wahrhaft heiligen und erbaulichen Lebenswandel, auch als seltener Charakter alle Bewunderung verdient.

Der angedeutete Entschluß wurde auch in den andern Häusern desselben Ordens bekannt. Natürlich verlautete bald — daß der Rector zu Rom zwei Deutsche aufgenommen, die der italienischen Sprache wenig kundig sind. Es wurden darüber Glossen gemacht — und der Rector vom Ordenshause zu Rom suchte sich zu rechtfertigen, indem er vorstellte: wie eben durch diese Deutschen der Orden, jetzt in Italien in seinem Entstehen, auch in Deutschland Verbreitung finden dürfte.

Man muß sich nun in die Zeit von 1783 hineindenken. Der Rumor, wie in Deutschland, Oesterreich voran, jetzt mit den Klöstern verfahren wurde, hatte sich anschwellend wie jedes Gerücht, das in die Weite fortrollt, auch über die Alpen und Appeninen verbreitet.

Da ist es nun gewiß im höchsten Grade verzeihlich gewesen, wenn die italienischen Ordensgenossen in menschlicher Anschauungsweise diese Hoffnung für den Orden in Deutschland erwägend — entweder lächelten oder auch in ein lautes Gelächter ausbrachen; denn diese Zeit mit ihren allbekannten sprechenden Ereignissen schien in der That eher für alles andere günstig, als für die Erwartung: ein neuer ascetischer Orden werde sich aus Italien nach Deutschland verpflanzen lassen.

Als der damals noch lebende Ordensstifter Alphonsus, Bischof von St. Agatha im Neapolitanischen, von den zwei Deutschen und von den Hoffnungen, welche dieselben hegten und die einige wenige der Ordensbrüder auf sie bauten, während die Mehrzahl über das in Deutschland geträumte Haus nur lachte, — vernommen hatte — da machte dieser heilige Mann einen denkwürdigen Ausspruch, der schon zu jener Zeit aufgeschrieben und verbreitet wurde und der von der Fernsicht in die Zeit, von der prophetischen Begabung des Dieners Gottes Zeugniß gibt.

Weitläufig ist dieß auch angeführt in der großen Biographie des Ordensstifters, welche jüngst in einer Stereotypausgabe zu Turin herauskam. Der volle Titel lautet: „Della vita ed Instituto di S. Alfonso Maria de Liguori Vescovo etcet. libri quattro, dell P. Antonio Maria Tannoja della medesima Congregatione. Editione Stereotypa. Torino, Giacintio Marietti 1857." Dieses Werk ist in neuer Prachtausgabe in 5 Bänden auch schon in's Englische übersetzt herausgekommen zu London unter dem Titel: The life of Alphonso Maria de Liguori Bishop of S. Agatha of the Goths, and founder of the Congregation of the most holy redeemer. London. Thomas Richardson 1849. Auch existirt bereits eine französische Uebersetzung; es wäre zu wünschen, daß dieses sehr schätzenswerthe Buch auch in die deutsche Sprache übertragen würde. Tannoja erzählt: „Ognuno di noi ridevasi di questa casa sognata dai soggetti del pontificio in Alemagna. Non cosi Alfonso." „Jeder von uns lachte über das geträumte Ordenshaus für Unterthanen des Pabstes in Deutschland. Nicht so Alphonsus."

Als Alphonsus von der Aufnahme der beiden Deutschen und von dem Vorhaben derselben vernahm, äußerte er große Freude darüber und sagte: „Gott werde unfehlbar durch die Vermittlung derselben seine Ehre

in jenen Ländern ausbreiten. Doch dürften die Missionen in Deutschland in anderer Form einzurichten sein, als wie dieselben in Italien abgehalten werden. Dort sei mehr Belehrung am Platz als sittliche Anregung. Dort müsse man mit der Glaubenslehre den Grund legen, dann erst könne man die Sünder zur Buße ermahnen. Diese guten Priester werden viel Gutes wirken können, aber sie werden auch größerer Kenntnisse bedürfen."

Es wird im Verlauf dieser Geschichte dargelegt werden, inwieweit dieß prophetische Wort sich erfüllt hat. Es gibt Menschen, die mit der Blume der Epidendren in Indien einige Aehnlichkeit haben. Hoch rankt diese Pflanze sich an Bäumen empor und oben öffnet sie ihre Blüthenaugen am Tage vor der Sonne und in der Nacht vor dem dunkelblauen Gefilde der Sternenwelt. Es gibt Geister, die zu den Höhen eines menschenmöglich vollkommenen Lebens sich emporranken auf dem Baum der Kirche durch die Kraft ihrer Gnadenmittel, und diese Geister werden auf ihren Höhen nicht selten wie wahre Himmelsblüthen mit Fernsicht in Zeit und Raum begnadigt.

Was nun Hoffbauer selbst über den Verlauf des Noviziats erzählte — und was von seinen Schülern aufbewahrt worden ist — das trägt alles so das Ge-

präge der Wahrheit an sich und gibt derartig Zeugniß von einem unbefangenen Wesen — dem es durchaus nicht darum zu thun ist, mit einem gemachten Schein sich zu umgeben, daß schon ein paar kleine an sich unscheinbare Ereignisse hinreichen, unsern Vordersatz in das rechte Licht zu stellen.

Nach italienischer Sitte nahmen die Mitgenossen Hoffbauers im Noviziat bei ihren Spaziergängen in der heißen Sommerszeit frische Wäsche mit sich. Hoffbauer nannte das eine Verweichlichung, die für einen Ordensbruder nichts tauge; und als sich die Sprache hievon einmal auch im Hause vor dem Novizenmeister fortgesponnen, sagte Hoffbauer: „Euer Hochwürden, wie ich geh' und steh' bin ich zweihundert Meilen weit von Wien hieher gereist, ohne daß es meiner Gesundheit geschadet hätte und hier werden schon zu einem zweistündigen Spaziergang verschiedene unnöthige Vorkehrungen getroffen."

Nun war diese Strenge gegen sich bei Hoffbauer innige Gesinnung und es ihm durchaus nicht darum zu thun, sich bei seinen Vorgesetzten schön zu machen und über die andern zu erheben. Denn mit der aufrichtigsten Treuherzigkeit erzählte er in der Folge auch oft: wie er es mit dem Fasten durchaus nicht mit seinen italienischen Brüdern auf gleich leichte Weise halten

konnte. Seine frühere Beschäftigung und sein starker Körperbau hätte nach mehr Speise verlangt, und darum sei im Noviziat seine größte Beschwerde ein beständiger Hunger gewesen.

Sonst zeigte er sich im Noviziat voll Freudigkeit und fröhlichen Muthes, er fühlte sich jetzt auf dem Wege zu seinem Ziele — und der volle Friede lebte in seinem Herzen.

Abwechselnd betrieb er die theologischen Wissenschaften und erfüllte die Ordensregel in geistlichen Uebungen. Als das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit aber hatte er seine deutsche Heimat nie aus den Augen verloren, und hinter den Felsenmauern, die vor seinem Blicke die uralten Städte Ferentino und Anagni bargen, mag sein forschender Blick wohl noch ein paar hundert Meilen weiter, nach den Bergen seines Vaterlandes sich gesehnt haben.

6.

Priesterweihe in Veroli. Wanderung nach Oesterreich. Zustände daselbst. Was Ocken über die Klösterzerstörung spricht. Reise nach Polen.

Nachdem nun er und sein Freund im Ordenshause zu Frosinone die theologischen Studien beendet, wurden sie der Priesterweihe würdig erachtet. Frosinone liegt in der Diöcese Veroli. Dorthin wurden nun die beiden zur Ordination gesendet.

Das Ordenshaus war arm — und die beiden mußten zum apostolischen Werk auch per pedes apostolorum wandern.

Was im Geiste des innig frommen Hoffbauer auf dieser Wanderschaft vorgegangen sein mag, läßt sich annähernd denken. Endlich nach den mannigfachsten Kämpfen und Entbehrungen, bei denen jedem andern wie oft der Muth gesunken wäre — doch zum Ziele gelangt — freilich erst im 35. Lebensjahre! Hoffbauer stand jetzt gerade in der Hälfte seiner Lebenszeit. Der Tag der Priesterweihe deutete, wenigstens seiner elementarischen Seite nach, auf die Stürme und Unwetter hin,

denen der Jünger des Herrn auf seiner künftigen Pilgerfahrt des Lebens ausgesetzt sein solle.

Nach der am Morgen gespendeten Priesterweihe trat Regen und stürmisches Wetter ein. Der Weg von Veroli nach Frosinone beträgt immerhin an drei Stunden. Hoffbauer und sein Freund schritten fürder, der düstere Tag vermochte der Freude und dem Frieden, die in ihrem Herzen hell leuchteten, keinen Eintrag zu thun.

Nach der Ankunft im Ordenshause meldeten sie sich beim Rector. Dieser, wohl bekannt mit der demüthigen anspruchslosen Gesinnung beider, gab zur Uebung in der Demuth dem P. Hofbauer den Auftrag — beim spärlichen gewöhnlichen Male — zu dienen und aufzutragen, und dem P. Hübel — die Lesung während des Tisches zu halten.

Mit heiterer Miene vollzogen beide das ihnen auferlegte Geschäft zur Erbauung ihrer Mitbrüder.

Im Leben Hoffbauers ist es nicht E i n m a l vorgekommen, daß irgend ein Ziel, welches er sich vor Augen stellte — völlig unerreichbar und alle darauf verwendete Mühe — nutzlos und unsinnig schien; und dennoch wußte er am Ende seinen Willen durchzusetzen, und es gelang ihm das, was der kurzsichtigen Welt um ihn eine reine Unmöglichkeit dünkte.

Jetzt schon im Jahre 1785 trug sich Hoffbauer mit dem Gedanken herum: ein Haus seines Ordens in Wien zu begründen. In der That ein sehr merkwürdiges Vornehmen inmitten der achtziger Jahre in der Hochfluth illuminatischen Klostersturmes. Er weiß die Bedenken, die man ihm entgegenstellt, insoweit zu entkräften, daß man ihn am Ende wirklich fortsendet mit der Vollmacht eines Superiors. Damals regierte Pius VI. und der heilige Alphonsus war noch am Leben.

Hoffbauer und sein Freund Hübel gehen nach Oesterreich; sie kommen gerade zur Zeit an, in welcher die Klosteraufhebungsdecrete wie ein Hagel auf Hunderte und Hunderte von Ordenshäusern niederrasseln und nicht nur die Ordensbrüder und die Nonnen in alle Welt zerstreuen, sondern auch die Kunstwerke in Architektur, Plastik, Kirchengefäßen und Glasmalerei wie ein echter Hagel zertrümmern und tausende von kostbaren unersetzlichen Büchern aus Klosterbibliotheken der Verwüstung überliefert werden.

Erst in unserer Zeit kommt man nach und nach zur Einsicht jener barbarischen Vernichtungswuth, und selbst Leute, die sonst dem Verständniß für das Leben der Kirche und für die Bedeutung der Orden ganz ferne stehen, können doch nicht umhin, ihr aufrichtigstes Bedauern über den nicht zu berechnenden Schaden auszu-

sprechen — den die totale (damals freilich für höchste Aufklärung gehaltene) Blödigkeit der Klosteraufhebungscommission nur allein in Kunst und Literatur — auf eine für ewige Zeiten unersetzliche Weise angerichtet hat.

Selbst der Naturforscher Oken, den doch gewiß Niemand einer Vorliebe für die katholische Kirche anklagen wird, sagte schon im Jahr 1814 in seinen neuen Beweisen: „Ein großer Fehler war es, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichkeit herabsetzte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschieht. Wo sind nun die den Klöstern geraubten Reichthümer, wo ihre Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsere Staaten nun schon einmal Alles nur insofern dulden wollen, als sie Geld daraus pressen können. Aber hätten denn die Klöster nicht auch stehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren denn nicht sie es, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit ihr Wissenschaft und Bildung brachten? Was wären wir ohne unsere Klöster? Nichts als halbwilde Germanen. Hat denn unsere Jetztwelt gar kein Gefühl mehr für Dank

und ehrwürdiges Alter! O wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen von der zerstörenden Aufklärerei entnüchtert, froh sein werden, wenn in die verfallenden Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen."

Als die beiden Gefährten nach Wien kamen, konnten sie sich mit ihren eigenen Augen überzeugen, daß unter diesen Zeitumständen ihr Vorhaben unterbleiben müsse. Den Muth aber verloren sie doch nicht und nach den Worten des Herrn (Matth. I. 23) „Wenn sie euch nun in dieser Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere," schüttelten sie ihren Staub von den Füßen und zogen hinauf in die Metropole des Polenreiches nach Warschau.

In Wien trifft Hoffbauer seinen Freund und einstigen Reisegefährten, Peter Kunzmann — dieser entschließt sich sogleich als Laienbruder in die Gesellschaft einzutreten und Hoffbauer nimmt ihn mit sich nach Polen.

7.

Zustände in Warschau. König Stanislaus Poniatowsky. Nuntius Saluzzo. Kirche St. Benno. Die erste Wohnung.

In Warschau herrschte damals der letzte Pohlenkönig, Stanislaus II. Poniatowsky — er war freilich zum Schattenkönig herabgesunken und vegetirte nur noch mit den äußeren Zeichen der königlichen Würde angethan als Rußlands Werkzeug. Die höheren Stände in Warschau standen eben im Momente sittlicher Verwesung. Der Voltairianismus, die liederliche französische Literatur mit ihrer vollen Feindschaft gegen alle positive Religion — wie auch gegen alles positive Sittengesetz, hatte sich nicht bald in einem Reich zum Verderben desselben so breit gemacht wie in Polen — natürlich nur Frankreich selbst ausgenommen. Poniatowsky wurde in der Folge gänzlich entthront und lebte von einem russischen Gnadengehalt als Privatmann zu Petersburg von 1794 bis zu seinen im Jahre 1798 erfolgten Tode.

In Warschau stellten sich die Missionäre zuerst dem damaligen päpstlichen Nuntius, Monsignore Saluzzo, Erzbischof in partibus, vor. Saluzzo kannte den neuen Orden der Redemtoristen von Rom aus und hatte kurze Zeit vorher an den Papst geschrieben: es mögen

ihm zwei Missionspriester für Litthauen und Curland gesendet werden. Der Nuntius intercedirte sogleich für die Ankömmlinge beim König Stanislaus und es wurde ihnen in Folge dieser gütigen Vermittelung eine von den 166 Kirchen Warschau's, die zu St. Benno, übergeben.

St. Benno liegt in der Neustadt, einem der äußersten Punkte Warschau's, auf einer Anhöhe. Von dem Titel dieser Kirche wurde in der Folge durch die Bewohner Warschau's der Name Bennoniten auf die Redemtoristen übertragen.

In Warschau ward dem P. Hoffbauer und seinen Gefährten Gelegenheit genug, sich läutern zu lassen im Feuer der Trübsale; eben das war aber auch Veranlassung, von seiner Hingebung und seinem Opfermuth die großartigsten Beweise zu liefern.

Da sie neben der Kirche vorläufig nur eine verwahrloste, halbverfallene und noch dazu sehr ungesunde Wohnung bekamen, da sie mit ihrer Existenz rein auf Almosen angewiesen waren und ihre ganze Barschaft aus zwei Thalern bestand, läßt sich leicht ermessen, wie schwer ihnen der Anfang werden mußte.

In dem Wohnzimmer schlug die Nässe so sehr durch, daß die Wände glänzten, an Möbeln besaßen sie nur Einen Tisch, der für die Patres zugleich als Schlafstelle

dienen mußte. Frater Emanuel versuchte das Schlafen auf einem Sessel; derselbe mußte auch die Kochkunst ausüben, die er zudem durchaus nicht verstand. Unter allen diesen Umständen erwies sich Hoffbauer immer vergnügt, es war ihm keine trübe Stimmung anzusehen.

Lag ja vor ihm ausgebreitet ein Stück Land aus dem Weingarten des Herrn — und standen vorläufig an seiner Seite ein Paar Freunde und Genossen, jeder in seiner Art ein treuer Mitarbeiter beim Werk, zu dem sie berufen waren.

8.

Wirkungskreis und Zunahme der Congregation. Der weiße Adlerorden. Zeugniß des Cardinal-Nuntius Litta. Hoffbauer und das Urtheil der Welt. Aufnahme von gebürtigen Pohlen. Missionen in Curland. Sorge für die Armen.

In den ersten Jahren gingen die Patres (der Orden fand nämlich bald, aber anfangs nur von auswärtigen Priestern, Zuwachs), nach den Worten des Evangeliums auf die Gassen und Straßen hinaus — und hielten zur Sommerszeit an Sonn- und Festtagen im Freien förmliche Christenlehren. Da es in Warschau schon nach französischem Muster eine Polizei gab, so vermeinte diese, es könne durch diese Christenlehren irgend ein großes Verderben für das ohnedies schon genug herabgekommene Pohlenreich herankommen, oder es könne der volle Einbruch desselben noch mehr dadurch beschleunigt werden, denn sie fand es für gut, diese Gattung Unterweisung der Unwissenden einzustellen.

Nun beschränkte sich die Versammlung auf ihre Kirche allein. An allen Sonn- und Festtagen wurden bei St. Benno fünf Predigten gehalten, und zwar zwei in polnischer, zwei in deutscher und eine in französischer Sprache für die in Warschau anwesenden Franzosen. Außerdem gab es noch Abenderhorten. Die Beicht-

stühle waren bis in die sinkende Nacht von Büßenden umdrängt. Im Jahre 1796 belief sich die Zahl der Communicanten bei St. Benno auf 19,000, im Jahre 1807 war die Zahl derselben auf 100,000 gestiegen.

Als im Jahre 1791 Pius VI. von den segensreichen Früchten dieser Mission vernahm, ließ er derselben aus der Propaganda eine jährliche Beihülfe von 100 Scudi anweisen, und er soll sich über die Missionäre hiebei geäußert haben: „man sieht, daß der Eifer ihres Stifters auf sie übergegangen ist.“

So lange noch der König Stanislaus II. Poniatowsky auf dem Throne des Pohlenreichs — wenn auch nur mehr als Schattenkönig saß — fand doch die Congregation in ihm eine große Stütze — Hoffbauer besonders hatte sich die Achtung und Gunst des Königs erworben. Der König wollte den P. Hoffbauer dieser Achtung durch ein besonderes Zeichen von Huld versichern und überreichte ihm — bei Gelegenheit einer Audienz einmal eigenhändig den weißen Adlerorden. Hoffbauer nahm den Orden — eben als ein Zeichen der königlichen Gnade an und dankte dafür. Nie aber hat Jemand dieß Ehrenzeichen an seiner Brust gesehen — ja als Hoffbauer in der Folge 12 Jahre in Wien lebte, wußte auch Niemand davon, bis nach seinem Tode das goldene Ordenskreuz in einer kleinen Lade sich vorfand, und

man darnach eruirte, was dieß bedeute und wie er dazu gekommen.

Unter dem Volk zeigten sich, wie es eben überall geht, wo eine geistliche Genossenschaft thätig und wirksam ist — Freunde und Feinde. Wer in Warschau bei dem Hereinbringen der daselbst besonders strebsamen französischen Aufklärung — nicht seinen christlichen Glauben eingebüßt, wußte Hoffbauer's aufopfernde Thätigkeit zu würdigen; viele die ihn näher zu kennen Gelegenheit fanden, verehrten ihn wie einen Heiligen.

Uebrigens war es nicht das Lob und die Anerkennung der Menschen, nach dem ein Mann wie Hoffbauer strebte; pflegte er ja noch in alten Tagen seine Anschauung vom Lob der Welt dahin auszusprechen: daß ihm Lob und Schimpf gleichgiltig geworden, daß er öfter von der einen Seite beschimpft, und nach ihm mit Steinen oder Straßenkoth geworfen worden sei, während ein anderer sein Gewand (nach polnischer Sitte der Verehrung) ja den Weg küßte, den sein Fuß betreten, und ihn um seinen Segen bat. Ein Zeugniß, welches der apostolische Nuntius Cardinal Litta im Jahr 1800 an den Rector major der Congregation nach Rom schrieb, ist noch vorhanden; er sagt darin: „Bei meiner Rückreise aus Petersburg verweilte ich einen Monat in Warschau. Zu meiner großen Genugthuung fand ich, wie der Orden des allerheiligsten

Erlösers immer blühender wird, er gewinnt an Ordensgenossen und das Volk strömt in ihre Kirche, die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Ausspendung der heiligen Sacramente trägt reichliche Frucht. Die Patres predigen ohne Unterlaß. Es ist keine Uebertreibung wenn ich sage, daß täglich vier Mal gepredigt wird, zwei Mal deutsch und zwei Mal polnisch. Die Bekehrungen sind zahlreich. Man wird die Arbeiten der Missionäre für zu groß angelegt halten — sie sind aber keineswegs zu viel für das hiesige Bedürfniß. Ich würde nicht den Rath auszusprechen wagen, es soll eine oder die andere dieser Uebungen unterbleiben — weil ich fürchtete, Gottes Willen zu widerstreben und seiner Sache zu schaden. Sollte nach den Wünschen und Hoffnungen des P. Hoffbauer ein Haus in Deutschland entstehen, so würde das gewiß für jenes Land noch segensreichere Früchte bringen."

Es dauerte acht Jahre lang, bis sich endlich auch Einheimische meldeten, mit dem Verlangen, in die Congregation aufgenommen zu werden.

Der erste Pohle, welcher in die Congregation eintrat, gehörte derselben sozusagen schon im Kindesalter an. Kaum dreizehn Jahre alt, lernte Johann Padgorsky den P. Hoffbauer kennen und machte dann unter demselben seine Studien, so daß er schon im siebzehnten Jahre seines

Alters in den Orden aufgenommen werden konnte. Die Begabungen dieses Jünglings waren ausgezeichnet, besonders hervorragend sein Rednertalent. Durch päpstliche Dispens erhielt er im achtzehnten Jahre das Diakonat und wirkte segensreich durch Verkündigung des göttlichen Wortes in seiner Muttersprache. Ihm folgten bald viele polnische Jünglinge in die Congregation nach; so daß diese — jenseits der Alpen im Jahre 1805 schon 62 Mitglieder zählte, darunter 32 Priester, 14 Cleriker und 15 Novizen. In Warschau befanden sich damals 21 Priester, im Hospizium zu Lutkowka 3, in der Missionsstation zu Mietau (Curland) 3 und in Jesteten 5; in Razinin bei Siedla mußten sie eine Pfarre versehen. Auch bekamen sie eine zweite Kirche zu Warschau (zum heiligen Kreuz), wozu ihnen der Erzbischof von Warschau selbst ein Haus einräumte.

Nun errichtete P. Hoffbauer auch ein Convict für Cleriker, dessen Leitung dem P. Padgorsky übergeben wurde. Während der provisorischen Regierung war schon der Antrag gestellt, die Congregation aufzuheben — nur dieses Convict und die Nothwendigkeit, wie der Nutzen seines Fortbestehens, konnte die im Anzug befindliche Maßregel rückgängig machen. Die Regierung beanspruchte, die obere Controlle über sämmtliche Lehrbücher zu führen. Da war nun P. Hübel überaus

thätig, die besten Lehrbücher, deren man zu jener Zeit habhaft werden konnte, herbeizuschaffen.

Als die französische Revolution losbrach, wurden in Frankreich nicht nur die Priester aus ihren Ordenshäusern, sondern auch die Cleriker aus den Seminarien in alle Welt zerstreut, von den Letzteren kamen auch einige nach Warschau — worunter Passerat, dem in der Folge nach Hoffbauer's Tod das Generalvicariat über die transalpinische Congregation übertragen wurde.

In dieser Zeit drangen die Priester der Congregation in ihren Missionen bis Curland vor, selbst Protestanten brachten dort ihre Kranken und ihre Kinder herbei und baten um den Priestersegen der Missionäre, so hoch im Vertrauen standen diese Männer selbst beim protestantischen Volke.

Wenn nun in Gegenwart des P. Hoffbauer die Rede war — wie Priester der Congregation an diesem oder jenem Ort freundliche, ja ehrenvolle Aufnahme gefunden, wie ihnen die Liebe und das Zutrauen der Gläubigen entgegenkomme, da pflegte er sogleich den geistlichen Hochmuth, der hieraus erwachsen könnte, mit kurzen aber kräftigen Worten zu bekämpfen, indem er sprach: „Wenn ein Priester nur die Hälfte seiner Schuldigkeit thut, so wird er vom Volke beinahe angebetet, ich weiß aber nicht, ob er selig wird."

Hoffbauer hatte es genugsam an sich selbst erfahren, was Armut sei und was sie zu bedeuten habe; es war ihm diese Lehre in seinem Lebenslauf nicht umsonst gegeben; er stand den Armen zu Diensten, wie er nur konnte. Einmal machte er persönlich eine Sammlung für arme Verunglückte, als er in diesem Geschäft in eine öffentliche Gaststube eintrat, geschah es, daß ein Mensch im rohesten und gemeinsten Ausdruck des Hasses ihm unter gräulichen Schmähworten in's Gesicht spuckte. Nach dem göttlichen Muster echt christlicher Sanftmuth und Duldung wischte sich Hoffbauer erst das Gesicht ab, und sprach dann ruhig zu dem Menschen: „Das war für mich, jetzt geben Sie mir aber auch etwas für meine Armen.“

Diese heilige Ruhe bändigte die rohe Wuth — der Mensch gab beschämt ein Almosen und suchte außerdem durch eine Bitte um Verzeihung seine Schuld — die er eben durch den Gegensatz der Sanftmuth so recht einsehen lernte — gut zu machen.

Es liegt uns ein Bericht über das Wirken Hofbauers von einem Priester der Congregation vor, der selbst an der Seite dieses Mannes in Warschau lebte und Augenzeuge seines wahrhaft in Heiligkeit thätigen Lebens gewesen ist, und der einfach und der Wahrheit getreu, ohne alle Reflexion die von ihm beobachteten Thatsachen niedergeschrieben hat.

9.

Umgestaltung der Kirche St. Benno. Die Kunst in der Kirche. Gottesdienst in St. Benno. Zulauf des Volkes. Das neue Convict daselbst. Rückblick auf Hoffbauer's Leben. P. Padgorsky.

Es läßt sich denken, in was für einem defecten Zustande dem P. Hoffbauer die längere Zeit schon verlassene, halbverfallene Kirche zu St. Benno übergeben wurde.

Wie das Wort, das aus dem Munde geht, der Träger des Geistes ist, der im Menschen wohnt, und wie dieß Wort durch die Vermittelung des Tones und der Schallwellen dem Hörer in das Ohr fällt und diesem hierdurch die Gedanken des Sprechenden mitgetheilt werden, so wird in der Kirche von jeher auch die Musik und der Gesang angewendet — um mit den Himmelstönen heiliger Melodieen vom Ewigen zum Zeitlichen — von der Schönheit und Glorie des Schöpfers zum Geschöpf zu sprechen, und in diesem durch heilige Gefühle die Flamme der Andacht zu entzünden und zu nähren.

Und wie die Buchstaben gelesen werden vom Auge, und wie der Buchstabe der Vermittler ist zwischen dem Geist des Schreibenden und dem, der das Geschriebene liefet, so ist in der Kirche von jeher die Kunst gepflegt

worden, daß der Gläubigen Auge in ihren herrlichen Buchstaben und Worten — die in Architektur, Plastik und Mahlerei bestehen, ein wunderbares Zeugniß lesen könne über Gottes unendliche Liebe, über seine Macht und Herrlichkeit und über den Segen den er im reichen Maße jenen verleiht, die ihn lieben.

Daher beschäftigt sich die Kunst mit der Darstellung des Erscheinens vom göttlichen Leben im menschlichen — mit der Darstellung von den wichtigen Thatsachen im Leben des Erlösers — sie beschäftigt sich aber auch mit den Thatsachen, welche die Erlösung in den Menschen möglich gemacht hat, d. h. mit dem glorreichen Leben der Heiligen Gottes.

Daher kann nun wohl auch die Kunst eine heilige Schrift genannt werden, insofern sie in ihren mächtigen Buchstaben, in ihren großartigen Schöpfungen dem menschlichen Auge berichtet von der ewigen Wahrheit und Liebe — und sie kann eine Heiligenlegende genannt werden, insofern sie in Beziehung auf den Cultus der Heiligen Gottes darstellt: wie die ewige göttliche Wahrheit vom Menschen aufgenommen worden ist, wie die göttliche Liebe die rechte Harmonie und den rechten Wiederklang im Menschenherzen gefunden hat — d. h. wie die Heiligen durch Gottes Gnade gelebt und ge-

Von diesem Gedanken und dieser Anschauung getragen, suchte Hoffbauer — der die Pracht des Gotteshauses liebte — die Kirche St. Benno auf eine dem katholischen Gottesdienst würdige Weise herzustellen.

Die Kirche zählte ursprünglich nur drei Altäre. Im Jahre 1801 baute Hoffbauer noch eine Kapelle dazu, in welche von der Kirche aus 12 Stufen aufwärts führten. Die ruinirte Statue des heiligen Benno am Hochaltare wurde durch ein Bildniß der seligsten Jungfrau (Mariahilf) ersetzt.

Ein Nebenaltar wurde dem h. Joseph geweiht — an diesem wechselten die Bilder nach den Festen des Herrn und seiner Heiligen. Hier wurden auch Novennen abgehalten, welchen die Polen und die Deutschen in großer Anzahl und mit vieler Andacht beiwohnten. Am dritten Altar ließ er eine Statue des leidenden Heilandes, der an Händen und Füßen die Ketten trägt, aufstellen. Der Ausdruck im Angesichte des Heilandes zeigte große Wehmuth und schien zum Mitleid aufzufordern.

Der Pole ist von Haus aus religiös und auch empfänglich für christliche Kunst, besonders aber für die Darstellungen aus Christi und der Heiligen Leben. Vor diesem Altar sah man auch immer eine große Anzahl Betender knieen — viele beweinten unter Reuethränen ihre begangenen Sünden, andere flehten in irgend einer

Bedrängniß den Herrn der Erbarmung an — der aus diesem Bilde zu sprechen schien: „Kommt zu mir, die ihr müheselig und beladen seid und ich will euch erquicken.“ In der Kapelle stand jene Abbildung des Heilandes, welche Ecce homo genannt wird, in einer Statue — auch diese Räume wurden den ganzen Tag über nie von Betenden leer.

Es soll hier aus der Art und Weise, wie in den letzten Jahren des Bestehens, als das Ordenshaus zu Warschau in seiner Blüthe stand — der Gottesdienst abgehalten wurde, der Eifer der Ordensgenossen einerseits und andererseits die großartige Theilnahme des katholischen Volkes gezeigt werden.

Für die Priester des Ordens (es waren ihrer 4 Jahre vor der Aufhebung 24) fand sich Beschäftigung vollauf. Ihre gemeinschaftliche Morgenbetrachtung endete um 5 Uhr des Morgens. Von dieser Stunde an wurde bis zum Abend, nur zwei Mittagsstunden abgerechnet, in sieben Beichtstühlen unablässig das heilige Bußsakrament gespendet. Nicht nur Stadtbewohner drängten sich herzu — auch das Landvolk kam meilenweit herbei. In den letzteren Jahren zählte man jährlich über 100,000 Communicanten.

Gleich am frühen Morgen folgten nach einander drei heilige Messen. In der ersten sang das Volk pol=

nische Kirchenlieder — in der zweiten sangen das Meßlied die Jungfrauen von der Bruderschaft des heiligen Joseph; die dritte war ein förmliches Amt mit Musikbegleitung.

Merkwürdig ist, daß die Musik keine Auslagen verursachte. Es fand sich immer eine genügende Anzahl von Musikern, die mit dem Gotteslohn sich zufrieden erwiesen. An Sonn- und Festtagen konnte die Violine allein mit 24 Violinisten besetzt werden. Als Musikdirector fungirte der Redemtorist P. Jestersheim. In der Regel hielt P. Hoffbauer das Hochamt — an hohen Festtagen kam der Weihbischof von Warschau — den die Andacht in dieser Kirche besonders erbaute — bisweilen uneingeladen, um das Pontificalamt zu halten.

Von Morgens 5 Uhr bis Mittags folgten sich die h. Messen auf den vier Altären der Kirche ununterbrochen. Täglich celebrirten hier auch zwanzig Weltpriester, die ihre Stipendien von den in der Sakristei eingegangenen Geldern erhielten.

Man sah sich sogar genöthigt, während der Predigten Messen zu celebriren, und zwar deßwegen, weil immer Deutsche und Polen in der Kirche gemischt anwesend waren; ein guter Theil verstand nun von der Predigt nichts — die Deutschen nichts, wenn polnisch gepredigt wurde, und umgekehrt. Nur durfte bei der

Messe während einer Predigt kein Zeichen mit der Glocke gegeben werden.

Diese Messen während der Predigt fanden auf P. Hoffbauers Anordnung statt — es war seine besondere Aufgabe, immer der Armen, Bedrängten und auch der dienenden Klasse eingedenk zu sein. Er hielt es für eine besondere Pflicht der Congregation, die wenige Zeit, welche diesen Leuten für die Kirche vergönnt ist zu berücksichtigen, darum wurden auch Morgens und Abends eigene Predigten gehalten. So wollte er für den Gottesdienst der Armen in einer Weise sorgen, daß hiedurch der Herrendienst nicht zu Schaden kommen sollte und daß die Dienenden, ohne das Mißvergnügen ihrer strengen Herrschaften zu erregen, auch ihren religiösen Pflichten gerecht zu werden vermochten.

Die Hauptpredigt wurde in polnischer Sprache vom besten Prediger der Congregation in Warschau, dem P. Blumenauer gehalten. Diesem Manne war die Gabe der Rede in so hohem Grade verliehen, daß er öfter Predigten des P. Hoffbauer besonders bei Prozessionen, wo er sie im Deutschen hörte — unmittelbar darnach in polnischer Sprache den Polen vortragen konnte.

Die dritte Predigt an Sonn- und Festtagen Vormittags hielt immer P. Hoffbauer selbst — ein gewähltes Auditorium fand sich ein, auch über 200 Studirende

waren immer zugegen. Man vernahm keinen Wortprunk in seiner Rede — obwohl er sich mit Schrift und Vätern sehr vertraut erwies; er sprach scheinbar sehr einfach und legte das Evangelium aus — denn was er redete kam vom Herzen und ging wieder zum Herzen. Der Styl war nicht blank gescheuert und polirt; er überließ sich auch der Begeisterung des Augenblickes, die den Mann wie einen Apostel zeigte — voll tiefer Frömmigkeit; die Form der Redeschule war seine Sache nicht, er stellte bisweilen an die Zöglinge der Hausanstalt Fragen; ermunterte sie von der Kanzel aus zum fleißigen Studium — und versprach denen, die besonders aufmerksam waren und gute Antworten gaben — ein Memento in der heiligen Messe für sie zu entrichten.

Das Alles kam bei ihm aus voller Seele — da war auch gar nichts gemachtes daran — das fühlten die jungen Leute auch heraus — und es war Jeder innerlich erfreut, dem P. Hoffbauer versprach: er wolle seiner besonders im Opfer und Gebete eingedenk sein.

Was für Gefühle des innigsten Dankes gegen Gott mögen zu jener Zeit die Seele Hoffbauers bewegt haben, als er das Ordenshaus in seiner Blüte sah — als es der Arbeit im Weinberge des Herrn vollauf gab — als er sich umrungen sah von thätigen Mitarbeitern —

und als er sich bei aller ihm eigenen Demuth doch sagen mußte: daß ihn Gott als Werkzeug gebraucht, um das Alles ins Leben zu rufen, daß Gott ihn zu seinem Diener gemacht — ihn den armen Handwerksgesellen von ehemals, der sein Ziel nicht aus den Augen verlor, während er sich nähren mußte mit der Hände Arbeit — und der dem Volk Israel in der Wüste gleich — durch viele Prüfungen hindurchgehen mußte — — bis es ihm gegönnt war in sein gelobtes Land hier auf Erden einzuziehen — bis ihm eine entschiedene Wirksamkeit im Weinberg des Herrn im Reich Gottes auf Erden in der heiligen Kirche zu Theil geworden, bis die Sorge für die Seelen sein eigentliches Geschäft und seine Kümmerniß geworden, vom Grauen des Morgens bis zum Hereinbrechen der Nacht.

Auch den ganzen Nachmittag hindurch wurde an Sonn- und Festtagen Gottesdienst abgehalten. Um zwei Uhr betete ein Cleriker das Officium der allerseligsten Jungfrau in deutscher Sprache. In der Fastenzeit wurde um diese Stunde ein Lied vom Leiden Christi in polnischer Sprache gesungen. Die Composition war ganz und gar dem ergreifenden Liedestext angemessen; denke man sich hinzu, wie die polnische Sprache ohnedieß vorzüglich geeignet ist, traurige Liedesweisen im Gesange ergreifend darzustellen, so wird man es auch

verstehen, wie das gesammte Volk, von Rührung und Wehmuth ergriffen, während dieser Leidenslieder in lautes Weinen und Schluchzen ausbrach.

Unmittelbar nach diesen Andachten folgte die vierte Predigt des Tages; sie wurde in deutscher Sprache, zumeist von einem zum Predigen geeigneten Diacon gehalten. War sie vollendet, so verließen die Deutschen die Kirche um den Polen Platz zu machen, denn nun machte eine polnische Predigt den Schluß — diese war gewöhnlich dem P. Padgorsky, Novizenmeister und Vorstand der Erziehungsanstalt — einem höchst begabten und ausgezeichneten Mann — aufgetragen.

Es sei hier nebenbei bemerkt, daß P. Padgorsky, als er sich nach der Vertreibung der Congregation aus Warschau zu Wien aufhielt — vom damaligen Nuntius so hoch geachtet wurde — daß dieser ihn beim heiligen Stuhl zum Bischof von Bucharest vorschlug; — Padgorsky bethätigte nun die Lehre der Demuth, die er seinen Novizen und Clerikern so oft ans Herz legte, auf glänzende Weise durch seine inständige und entschiedene Bitte: es möge diese für sein Gewissen ihm zu schwer dünkende Bürde nicht auf seine Schultern geladen werden. Nur auf dieß dringende Ansuchen war der Nuntius zu bewegen, die schon eingeleitete Sache wieder rückgängig zu machen.

Padgorsky pflegte auch an Samstagabenden bei Novennen und Vigilien die Anreden zu halten. Nebenbei übersetzte er verschiedene Schriften des heil. Alphonsus in die polnische Sprache.

Nach der letzten Predigt wurde die Vesper mit ausgesetztem hochwürdigsten Gute — an Festtagen auch mit solenner Assistenz gefeiert.

An die Vesper schloß sich der Kreuzweg an, die beste und einfachste Form um das Leiden Christi nützlich zu erwägen, und die wichtigsten Thatsachen aus demselben dem Geiste vorzuführen.

Ein Laienbruder trug das Kreuz, begleitet von zwei Jünglingen mit Kerzen, ihm folgte ein Kleriker, der bei den verschiedenen Stationen die Betrachtungen in polnischer Sprache vorlas. An Sonn- und Festtagen wurde diese Andacht in deutscher Sprache abgehalten.

Zum Schluß folgte noch eine Gewissenserforschung, die ein Priester öffentlich mit dem Volke anstellte — in der Weise, daß er dieselbe vorlas. Nach derselben wurde Glaube, Hoffnung und Liebe gebetet.

So sorgte Hoffbauer für das Bedürfniß der verschiedenen Volksklassen — je nach der Zeit die ihnen zum Gottesdienst gegönnt war, je nach der Sprache die sie verstanden.

Immer war die Kirche gefüllt — gingen die einen, so kamen die andern.

Nach dem Schluß der letzten Andacht — mußte oft fast Gewalt gebraucht werden, um das Volk zu bewegen, daß es die Kirche verlasse, weil diese doch die Nacht über geschlossen sein mußte.

Es ist ein bisher noch sicher zu wenig oder gar nicht gewürdigtes Verdienst, wenn ein Orden sich vorzüglich um die dienende Classe annimmt — die Diener und Mägde vor den vielen Gefahren, die der Herrendienst mit sich bringt, behütet; das Gefühl der christlichen Würde in ihnen lebendig macht — und die wahre christliche Selbstachtung eben durch den Umstand in ihnen erweckt und erhält, daß sie sich als Erlöste durch Jesus Christus erkennen — die eben deßwegen, weil sie wissen, daß sie auf Gottes Lohn, auf sein ewiges Reich und Erbe den gleichen Anspruch mit ihren zeitlichen Herren und Gebietern haben, um so leichter die Leidenschaft des Haßes und Neides bezwingen, und in Geduld ihr irdisches Loos ertragen.

10.

Bruderschaften. Festfeier. Theilnahme von Adel und Volk. Die verwahrloste Jugend. Frauenbündniß. Waisenmädchen. Preußische Ansichten. Unterricht für Protestanten.

Außerdem geschah noch Vieles um das religiöse Bewußtsein in der Jugend zu erwecken und zu beleben, denn die Jugend trägt die Zukunft in ihren Händen und durch sie läßt sich am segensreichsten wirken auch für die kommenden Generationen.

So wurde bei St. Benno eine Bruderschaft zu Ehren des heiligen Joseph begründet; nur Jünglinge und Jungfrauen von unbescholtenem Wandel durften in selbe aufgenommen werden. Eigene Statuten wurden dafür abgefaßt. Die Bruderschaft wirkte in weiten Kreisen segensreich. Am Patrociniumsfeste des heil. Joseph hielt sie ihre feierliche Prozession um die Kirche herum.

Mit besonderer, der Feier des Festes würdiger Pracht wurde alljährlich die Frohnleichnamsprozession bei St. Benno am Sonntage nach Corpus Christi begangen.

Anreden unterm freien Himmel vor der Kirche gingen der Feier voraus und belehrten das Volk über die hohe Bedeutung derselben. Der Baldachin wurde von sechs Edelleuten getragen — Damen aus dem höchsten Adel, Fürstinnen und Gräfinnen hatten daran gearbeitet, Blumen, Kornähren und Reben waren reich an Gold in den Fond und an die vier Theile ringsum gestickt. Der Goldeswerth allein wurde auf 2400 Silbergulden berechnet.

Jünglinge in Silber und Gold gekleidet folgten dem Allerheiligsten.

Alles das rief P. Hoffbauer bei der Kirche St. Benno in's Leben, ihm, der wie ein Bettler nach Warschau kam — und ebenso arm wieder fortging — standen die reichsten Mittel zu Gebot, wenn es galt das Haus des Herrn zu zieren, oder die Feier des Gottesdienstes auf eine sinnfällige und den Geist erhebende Weise abzuhalten. Sein Eifer für die Ehre Gottes und sein Talent, das was zur würdigen Feier erfordert wurde herbeizuschaffen, hielten gleichen Schritt. Freilich war dieses Talent zum großen Theil in der lauteren Liebe und anmuthigen Frömmigkeit des Mannes gelegen.

Nun erstreckte sich die Thätigkeit der Kongregation aber keineswegs auf die Kirche St. Benno allein.

Seit Aufhebung der Gesellschaft Jesu fanden in Pohlen keine Missionen mehr statt. Da wurde nun auch dieses Institut wieder in's Leben gerufen. Freilich mangelte es an hinlänglichen Kräften um dem Verlangen der Landgemeinden nachkommen zu können; da wurde nun alljährlich nur eine Landgemeinde um Warschau näher oder ferner gelegen besucht — und die Mission mit großem Erfolge abgehalten.

Exercitien aber fanden jährlich mehrere Male in der Pfarrkirche zum heil. Andreas in Warschau Statt.

Die verwahrloste Jugend in Warschau ging nun dem seligen Hoffbauer besonders zu Herzen; bei ihm war aber das Erbarmen nie ein bloßes vorübergehendes Gefühl — es suchte echtchristlich in irgend einer nachhaltigen eingreifenden That die christliche Charitas lebendig zu machen.

So errichtete er neben dem Profeßhaus in Warschau auch ein eigenes Schulhaus, in welchem die armen Knaben unentgeldlich unterrichtet wurden. Wie er immer die Kräfte recht zu verwenden wußte, und keine Art geistiges und sittliches Kapital todt liegen ließ — so wußte er auch hier die Kandidaten zum Noviziat vor ihrem Eintritt in dasselbe, (obwohl es außer dem Ordenszwecke lag, weil es aber die Noth

der Umstände dringend forderte), als Schullehrer nutzbar zu machen.

Auch die Waisenknaben wurden aufgenommen, die Obsorge über dieselben den Laienbrüdern übertragen; eine Mühwaltung die nicht gering anzuschlagen ist, denn diese Kinder erschienen bisweilen in einem derartigen Zustand der Unreinlichkeit und physischen Verwahrlosung, daß eine Ueberwindung des Eckels und eine große Aufopferung dazu gehörte — dieselben in den Zustand der Reinlichkeit zu versetzen. Auch wurden sie im Lesen, Schreiben und Rechnen, besonders aber in der Religion unterrichtet; sodann wurden sie braven Meistern verschiedener Handwerke, zu denen die Einzelnen Lust bezeugten, in die Lehre übergeben.

Sein sonstiges Organisationstalent, wenn es galt im Dienste Gottes und der echten christlichen Liebe Genossenschaften in's Leben zu rufen bethätigte Hoffbauer — indem er fromme Frauen in ein Bündniß zusammenrief — und sie unter eine gewisse Regel stellte. Diesen Frauen war die Aufgabe übertragen, sich der verlassenen Waisenmädchen anzunehmen; daß für diese in ähnlicher Weise wie für die Waisenknaben gesorgt werde. Diese Frauen besorgten nebenbei die Linnenarbeit für die Congregation. Die Mädchen unterrichteten sie außer in

den Schulgegenständen auch im Nähen, Stricken und häuslichen Handarbeiten und versahen dieselben auch mit Nahrung und Kleidung.

Ein eigenes Haus wurde für dieses Institut aufgenommen.

Manchmal befanden sich über 100 Mädchen unter der Obhut dieser Frauen — die gar nichts für ihre Bemühung bekamen außer den Gotteslohn — oft wußte man nicht, woher die Nahrung für so viele nehmen — und doch wurde P. Hoffbauers Vertrauen nicht zu Schanden, immer kam Hülfe, und war es auch schon im dringenden Augenblicke der größten Noth.

Einmal während der Revolution in Warschau wußte Hoffbauer nicht — woher für die armen Studenten und Waisenknaben etwas zu bekommen sei? — Es war ihm bange, die Armen müssen erhungern. Da ging er in die Kirche, warf sich vor den Altar des h. Joseph nieder und fing innig zu beten an. Während des Betens klingelte es an der Pforte, es wurden hinlänglich Lebensmittel gebracht — und die Ueberbringer durften nicht sagen, wer sie gesendet.

Daß der Orden — durch die Uebernahme so vieler Geschäfte die nach dem Ordensstatut gerade nicht im Kreise seiner Wirksamkeit lagen, eben aus demselben mit-

unter herausgetreten zu sein schien — um noch großartiger zu wirken, kam demselben, besonders dem damaligen preußischen Gouvernement (in Warschau) gegenüber zu Guten; denn die Preußen wollten nach ihrer humanitären protestantischen Anschauung keinen andern Orden dulden als einen solchen, der sich mit Unterricht der Jugend beschäftigt.

Dieser obige Umstand des Hinausgreifens von Seite des Ordens aus seiner ursprünglichen statutarischen Wirksamkeit findet ferner noch seine Erklärung in der allgemeinen Verwirrung der damaligen Weltlage — darin lag die Ursache, warum P. Hoffbauer von seinen ausgedehnten Vollmachten jeden Gebrauch machte, wenn es galt, Gutes zu wecken oder zu fördern.

Auch dem Unterricht der Protestanten und Juden schenkte die Congregation besondere Aufmerksamkeit. Während der preußischen Herrschaft in Warschau wurde durch Hinsendung von einer großen Anzahl von Beamtenfamilien für die bedeutende Zunahme der Protestanten in jener Stadt gehörig Sorge getragen — nach demselben Principe, welches später in den Städten der von Preußen erworbenen Rheinlande befolgt worden ist. Uebrigens aber rühmt P. Sabelli dessen Manuscript dieser Bericht über Warschau ent-

nommen wurde, die preußischen protestantischen Beamten **als toleranter** als die katholischen Franzosen, die freilich **zu jener Zeit** in der vollen Blüthe des Voltairianerthums standen, ein Umstand, der nicht übersehen werden darf.

Die Musik und die deutsche Predigt bewog viele Protestanten die Kirche St. Benno zu besuchen, vor dem musikalischen Amt predigte nun Hoffbauer — er machte auf viele der anwesenden Protestanten einen bedeutenden Eindruck. Es muß diesen auch nachgerühmt werden, daß sie in der Kirche sich voll Ernstes und würdiger Haltung benommen haben.

Diese guten Leute — von Haus aus gewohnt die katholische Lehre entstellt, verdreht und verlästert zu hören, erstaunten sehr, als sie durch die Vorträge des P. Hoffbauer eines bessern belehrt wurden. Da erwachte nun in manchem der Wunsch seiner Seele Heil sich zu versichern; er kam nicht mehr wie anfangs um der Musik, oder aus Neugierde um eines deutschen Vortrages willen, sondern er kam um des Kerns und Inhaltes der Predigt willen in die Kirche, und es war ihm zu thun über die katholische Lehre vollends klar zu werden.

So kamen nach und nach zu Besprechungen über Gotteswort und Heilslehre so viele Protestan-

ten zu P. Hoffbauer, daß in der Nachbarschaft des Ordenshauses ein eigenes großes Zimmer gemiethet werden mußte — in dem sich immer eine gute Anzahl zu den dort abgehaltenen Colloquien einfanden.

Die Folge davon war, daß allmonatlich einige Uebertritte in die katholische Kirche geschahen.

Auf die Protestanten mochte insbesondere die heitere kerngesunde Frömmigkeit des P. Hoffbauer die beste Wirkung üben, weder fanatische Düsterkeit, noch ranzige Salbung, noch süßliches Gewispel, noch irgend sonst ein Abzeichen des nicht ohne Ursache verpönten Muckerthums war an ihm zu finden, sondern die wahre Heiterkeit und der Friede im heiligen Geiste. Das sichere Fürwahrhalten der ihm durch die Kirche vermittelten Heilslehre, und die Früchte des Heiles selbst, ihm dargeboten, und von ihm empfangen in den heiligen Gnadenmitteln — das Alles lag offenbar und sichtbar in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Viele, die den geistigen Frieden suchten, fanden sich nun zu ihm hingezogen, sie glaubten mit Recht — daß er das Gut, welches ihm selbst in reichlichem Maße zu Theil geworden, auch andern vermitteln könne.

11.

Unterricht von Juden. Der Talmud und die Rabbiner. Ueber Judenbekehrung. Ungerechte Urtheile über die Judenbekehrung im Allgemeinen.

Auch auf die zahlreichen Juden, welche nach der Taufe Verlangen trugen, wurde Bedacht genommen, und auch für sie mußten eigene Unterrichtsstunden festgesetzt werden.

Die Lehrstunden für diese hielt P. Schwarz, ein geborner Elsässer der früher Professor der hebräischen Sprache — also zu diesem Geschäfte besonders geeignet war. Den P. Schwarz beseelte ein derartiger Eifer für die Bekehrung des jüdischen Volkes, daß er lange Zeit mit dem Plane umging, nach Jerusalem zu reisen, um dort, an der den Juden und Christen theuren Stätte — diesen Unglücklichen das Wort vom Heile zu verkündigen. Eben so groß als sein Eifer war auch seine Wissenschaft — nur der hartnäckigste Trotz vermochte es, der Gewalt seiner Beweise Widerstand zu leisten. Als einem genauen Kenner des Talmud waren ihm alle, ihres grimmigen Hasses nach abscheulichen und ihres ganz blöden Aberglaubens nach lächer-

lichen Lehren und Passagen dieses für die orthodoxen Juden so wichtigen Werkes bekannt.

Dem verworrenen Unsinn des Talmud stellte nun P. Schwarz die klarfließende Quelle der heil. Schrift gegenüber und manche nahmen mit erkennendem Geist und willigem Herzen das Wort der Wahrheit an und ließen sich taufen.

Auch Rabbiner kamen zu P. Schwarz. Hatte der nun all ihre Trugschlüsse siegreich niedergeworfen, was ihm um so leichter gelingen mußte, da der Juden ganzes Arsenal: der Talmud mit seinen Lehren ihm offen stand und bekannt war — dann gingen sie erst zu P. Hoffbauer in der Hoffnung mit diesem, weil er des Hebräischen unkundig, ein leichteres Spiel zu haben.

Aber auch bei P. Hoffbauer ging es den sophistischen Juden schwer — denn er kannte die heilige Schrift sehr gut und war auch anderseits mit den Gebräuchen und dem Wesen der Juden ziemlich vertraut.

P. Sabelli bemerkt nun in seinem Bericht bei dieser Gelegenheit, daß sich wohl viele taufen ließen, aber nicht wenige derselben sehr laue Christen wurden und halbe Juden blieben.

Er führt dabei einige polnische Sprichwörter über die getauften Juden an, die vielleicht in Polen zu seiner Zeit zum großen Theil gerechtfertigt sein mochten,

welche wir aber hier nicht wiederholen wollen, weil sie uns in Anbetracht jener Israeliten, die aus Ueberzeugung Christen geworden sind und als solche leben — zu lieblos und verletzend klingen. Es wäre nicht nur lieblos, sondern auch gewiß höchst ungerecht hierin im Allgemeinen abzuurtheilen und den Stab zu brechen.

Man muß auch vom Christen, der früher Jude war, nicht zu viel verlangen; dann wird man sich auch wenigstens im socialen Verkehr mit dem neuen Christen zufrieden geben. Was lange Zeit in der Erziehung gewurzelte Lebensgewohnheit war, ist nicht so leicht über Bord zu werfen. Freilich ist es auch wieder von Seite jener Juden — welche die Taufe empfangen wollen, eine *ungerechte Klage* und Besorgniß, wenn sie meinen, „die Christen werden es ihnen dennoch fühlen lassen, daß sie früher Juden gewesen sind.“ Geht der neu Getaufte *nur mit vollem Ernst in das Gesetz der Gnade und in den Frieden der Erlösung ein*, dann wird er gewiß auch *doppelter Ehre für würdig gehalten*, Beispiele geben hiefür lautsprechendes Zeugniß. Wer aber nur den christlichen Namen annehmen und hinter diesem wie hinter einer spanischen Wand als Jude fortagiren will — der hat sicher kein Recht zu klagen, wenn ihm wohlverdiente Geringschätzung zu Theil werden sollte.

12.

P. Hübel und sein Wirken in Warschau. Anekdoten über ihn. Ruf der Congregation in die Schweiz. Niederlassung auf Berg Tabor zu Tryberg im Schwarzwald und zu Babenhausen. Verläumdungen und Anfeindungen.

Es ist hier am Platze, einiges über den treuen Gefährten des P. Hoffbauer — der zudem in Warschau seine rechte und starke Hand war, nämlich über den P. Hübel einzuschalten; denn ihm mußte nächst Hoffbauer, das Aufblühen der Congregation in Warschau zuvörderst zugeschrieben werden.

P. Hübel stammte, wie schon früher bei der Bekanntwerdung P. Hoffbauers mit demselben berichtet worden, aus Böhmen ab, und hat das Haus in Warschau mit begründet. Hübel war ein tüchtiger Theologe, er verfaßte für die Cleriker der Congregation eigens eine Logik und Metaphysik und sprach mit Geläufigkeit — das Lateinische mit eingerechnet, sieben Sprachen. In Warschau stand er als Theolog in bedeutendem Ansehen und er wurde oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen. Der Bischof ernannte ihn zu einem der 12 Examinatoren für die Priesterweihe — und seine Stimme allein war hinlänglich, einem Candidaten die

Zulassung zur Weihe zu verweigern, während Jeder, der seine Approbation erhielt, sicher auch von allen anderen Examinatoren approbirt wurde. Diesem Umstand mochte der Witz zu verdanken sein, der unter den Theologen über ihn cursirte — die Deutschen nannten ihn nämlich scherzweise statt Hübel den Hobel, so daß es hieß, wenn einer bei den andern Examinatoren sich schon ein gutes Zeugniß erworben, dieser aber noch den Hübel zu bestehen hatte: „Jetzt wirst du erst zum Hobel kommen, der wird dich schon zusammenhobeln". Dieser Scherz gibt wenigstens von Hübels Gewissenhaftigkeit Zeugniß, der nicht leicht einen approbirte, welcher besonders in der Moral seine Befähigung zum Beichtstuhl nicht genügend nachweisen konnte.

Dabei erwies sich aber Hübel als einen sehr sanften und milden Mann, anziehenden und einnehmenden Wesens, der hohe Adel, wie auch Prälaten und Canonici wählten ihn zu ihrem Gewissensrath — obwohl er im Beichtstuhl jeden ohne allen Standesunterschied Beichte hörte. Außer seinem in aller christlichen Liebe thätigen Glauben und seinem Eifer für Gottes Ehre zierte ihn besonders Sanftmuth und Geduld, so daß er nicht mit Unrecht die Mutter der Congregation genannt wurde. Seine christliche Klugheit war allge-

mein anerkannt — ihm gelang es auch, manchen Sturm, den die Bosheit gegen die Congregation heraufzubeschwören suchte — abzulenken.

P. Hübel sollte auch jetzt wieder Gefährte des P. Hoffbauer auf einer Wanderschaft von vier Jahren sein.

Der Ruf von der ausgezeichneten Wirksamkeit der Redemtoristen war über die Alpen gedrungen und der apostolische Nuntius in der Schweiz stellte an P. Hoffbauer die Anforderung, ein Haus in Constanz zu begründen. Auch der Probst des Kapitels zu Lindau machte ihm einen ähnlichen Antrag, sowie auch der damalige Bischof von St. Pölten bei Wien, der vorerst durch die Redemtoristen seinen Diöcesanklerus Exercitien abhalten lassen wollte. Da er zugleich als apostolischer Vicar der kaiserlichen Heere fungirte, hatte er auch im Sinn, ein eigenes Seminar für Feldkapläne zu gründen, und dabei wollte er die Redemtoristen als Professoren verwendet wissen. Der Plan scheiterte aber schon vornhinein an der damaligen Gesetzgebung, nach welcher Ausländer als Professoren oder Lehrer an inländischen Schulen nicht zugelassen werden durften.

Wegen der großen Entfernung von Rom erhielt Hoffbauer im Jahre 1785 vom damaligen Rector major

des Ordens Franz de Paula die Vollmacht, Collegien zu errichten, und alles das zu organisiren, was damit verbunden ist — als: Novizen aufzunehmen ꝛc. Im Jahre 1792 wurde Hoffbauer zum Generalvikar jenseits der Alpen ernannt.

Nachdem dies vorausgesendet, gehen wir wieder zurück auf das Jahr 1802. In Folge der Aufforderung aus der Schweiz — begab sich nun P. Hoffbauer selbst dahin, und zwar in Begleitung des P. Hübel, des Clerikers Franz Hoffbauer, seines Neffen (der als Redemtoristenpriester im Jahre 1845 zu Altötting in Baiern starb), dann des Novizen Johann Sabelli.

An der Schweizergränze, auf dem Gebiete des Fürsten Johann Nepomuk Schwarzenberg nächst dem Dorfe Instetten, auf einer Anhöhe, Berg Tabor genannt, wurde das erste Ordenshaus gegründet. Zum Oberen machte Hoffbauer den P. Passerat. Nebst diesem befanden sich hier die PP. Joseph und Franz Hoffbauer, ein polnischer Pater, dann Sabelli und der Noviz Martin Stark. Als einzige Sustentationsquelle dienten ihnen aus Warschau zugesendete Meßstipendien.

Hier wohnten die Patres in einer eigentlichen Schloßruine. Ringsum drohte der Einsturz. Das einzige größere Zimmer, welches zu gemeinschaftlichen Versamm-

lungen diente, mußte mit Balken gestützt werden. — Die Ordensregel wurde gehalten, gepredigt, Beichte gehört — und bald füllte sich die kleine Kirche, die Leute kamen von nah und fern. Vom August 1803 bis September 1804 machte P. Hoffbauer in Begleitung Hübels drei Reisen. Im höchsten Sommer gingen sie nach Rom und Neapel, besuchten die dortigen Ordenshäuser, im Winter unternahmen sie eine Reise nach Warschau und von da kehrten sie wieder zurück auf den Berg Tabor.

Während Hoffbauers Aufenthalte daselbst kamen Männer aus Tryberg im Schwarzwalde, zur damaligen Diöcese Constanz gehörig — in der eben das Aufklärungsgeschäft der Illuminaten im vollen Zuge war, eine Erscheinung, die also um so mehr berücksichtigt werden muß, und ersuchten um einige Priester für die dortige, der seligsten Jungfrau geweihte Wallfahrtskirche; denn die Geistlichen, die sich dort befanden, waren alt und gebrechlich und konnten der strengen Seelsorge im Beichtstuhle daselbst nicht genügen. — P. Hoffbauer machte sich alsbald mit einigen Priestern auf und zog dahin, mit seinen Gefährten das beschwerliche Werk des täglichen Beichthörens übernehmend. Die Priester der Congregation bezogen das Erdgeschoß des Hauses der dortigen Geistlichen, und

der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (denn der Berg Tabor gehörte damals ins Gebiet der österreichischen Vorlande) bewilligte nicht nur, daß drei daselbst angestellt, sondern auch daß ihnen eine jährliche Sustentation von 150 fl. verabreicht werden sollte. Die Tryberger verdoppelten den Gehalt aus dem Gemeindevermögen und ließen es auch sonst den neuen Ankömmlingen an nichts fehlen.

Hier ging aber bald ein Sturm gegen die Congregation los — der nichts weniger als aus Tryberg selbst kam, wo dieselbe in höchster Achtung stand — sondern der aus dem politischen und socialen vom Illuminatenthum getränkten Geist der damaligen Zeit hervorbrach. Es war damals die Zeit der großen Länderwechsel, das Gebiet des Berges Tabor war zuerst — (Jahrhunderte lang) Oesterreichisch — dann kam es in geschwindem Wechsel nacheinander an Würtemberg und Baden. Die damaligen protestantischen Regierungen — denen es aus natürlichem Gelüste nach dem Gut der reichen Klöster — um einen Klostersturm überhaupt zu thun war — arbeiteten von Seite der Bureaukratie und von Seite der Presse auf die klösterlichen Institute mit aller Gewalt los. Es regnete die kleinlichsten Neckereien, Denunziationen und Verläumdungen. Haß und Verfolgung wurde absichtlich heraufbeschworen; das wurde

so arg getrieben, daß P. Hoffbauer es am gerathensten fand, die Niederlassung von Tryberg zu verlassen und dafür eine andere zu gründen; er begab sich in dieser Absicht auf das dem Fürsten Fugger gehörige Gut Babenhausen, wo er die beste und freundlichste Aufnahme fand. Es wurde nun hier in Babenhausen eine neue Niederlassung gegründet. Der Bischof von Augsburg Clemens Wenzeslaus ertheilte mit Freuden den Unternehmern die kirchliche Approbation, und der Generalvicar und Weihbischof Anton zeigte sich der Congregation besonders gewogen.

Die kleine Gemeinde fing nun hier an eine große Thätigkeit in der Seelsorge zu entwickeln; der Fürst Fugger war so darüber erfreut — daß er — während ringsum Sturm und Raub von katholischen und protestantischen Fürsten am Klostergut losging — ernstlich beschloß, ein eigenes Collegium anf eigene Kosten zu erbauen, zu welchem er selbst den Plan entwarf.

Nur die hereinbrechenden Kriegswirren, mit ihren nachfolgenden traurigen und herabgekommenen Finanzverhältnissen konnten den frommen Fürsten an der Ausführung seines Vorhabens hindern.

Doch auch hier sollte der Congregation gegenüber die Bewegung der Zeit wieder ihre Früchte treiben. Im Lande regte sich bei denen, welchen das Wirken

der Versammlung ein Dorn im Auge war, eine derartige Bosheit, daß sie die giftigsten — wenn auch dabei albernsten Lügen gegen die Priester der Congregation ausstreuten. Was die Bosheit erfindet, nimmt die Bosheit auch leichtgläubig hin und verlangt weder Beweis noch Grund dafür.

Die weltliche Macht fand sich am Ende veranlaßt, eine Untersuchung über die argen Denunziationen einzuleiten — ein Umstand, welcher den Priestern im höchsten Grade erwünscht kam — denn es fanden sich alle ausgestreuten Gerüchte völlig grundlos — und so stand die Congregation wenigstens von Amtswegen gegenüber ihren schmählichen Verläumdern als gerechtfertigt da.

13.

Anekdoten aus Hoffbauers Wanderungen. Ansiedelung in Wallis.

Während der letzteren Reisen begegnete dem P. Hoffbauer einiges, welches seine Begleiter zu seiner Charakteristik aufzeichneten.

Wenn auch Baiern von der französischen Armee besetzt war — und Reisende, besonders Geistliche, sich den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt fanden — wanderte doch Hoffbauer, wenn es seine Pflicht erforderte, unerschrocken herum. Einst in Begleitung des P. Sabelly geschah es — daß ein französischer Cavallerist ihm den Säbel auf die Brust setzte und seinen Mantel begehrte. P. Hoffbauer gab den Mantel ruhig hin, was wohl jeder andere an seiner Stelle auch gethan haben würde; er beklagte sich aber nicht im mindesten, weder über die Kälte noch über den Verlust des Mantels und ging in Ruhe und Heiterkeit seinen Weg weiter.

In eine frühere Zeit fällt eine andere Geschichte. P. Martin Starck war damals noch im Knabenalter und begleitete den P. Hoffbauer, dem es an allen Geldmitteln gebrach. Abends mußten Beide ohne Speise

sich auf ein Strohlager in einem Wirthshaus niederlegen. Starck klagte über Hunger schon des Tages über; Hoffbauer tröstete ihn mit dem Versprechen: er werde schon am Abend etwas zu essen bekommen.

In der Gaststube wurde Karte gespielt, gezankt und mitunter gräulich geflucht. P. Hoffbauer erhob sich von seinem Strohlager und redete dem Fluchenden in der Weise liebreich zu, von seinem frevelhaften Fluchen abzustehen, daß dieser Mann in sich ging, längere Zeit mit P. Hoffbauer sprach und ihn am Ende zu einem eben aufgetragenen Abendessen einlud. Bei dieser Gelegenheit sagte Hoffbauer zu seinem hungrigen Begleiter: „Siehst du Martin, ich hab dir gesagt, daß du heut noch etwas zum Essen bekommen wirst.“

Einmal reiste Hoffbauer mit Hübel von Wien zu Fuß nach Pohlen. Auf der Straße gegen Znaim zu — die beide einschlugen,. weil Hofbauer im Vorübergehen seine Heimath sehen wollte — begegnete ihnen der Schullehrer der Stadt Rötz, der beide einlud, mit ihm nach Rötz zu fahren, bei ihm zu übernachten — und dann des Morgens wieder mit seinem Wagen von ihm begleitet nach Znaim zu gehen. P. Hoffbauer nahm das freundliche Anerbieten mit Dank an — und wurde im Hause des Lehrers auch von dessen Frau mit vieler Ehrerbietung aufgenommen. Am Tage dar-

nach schrieb dann Hoffbauer von der nächsten Station einen Brief voll Dank gegen seinen freundlichen Wirth und sprach in diesem Briefe Segenswünsche und Segen für des Lehrers ganzes Haus aus. Die Frau des Lehrers bewahrte diesen Brief als eine theure Reliquie — und sagte noch nach vielen Jahren, mit diesem Brief sei thatsächlich Heil und Segen in ihrem Hause eingekehrt und es haben der Familie Vermögensumstände seither sich auffallend zum Besseren gestaltet.

Es soll hier noch ein kleiner Bericht über die Schicksale der ersten Niederlassungen der Congregation in Deutschland folgen. Es schien damals gewöhnlich der Dank der Congregation zu sein, daß sie für Mühen und Opfer, für die Unermüdlichkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhle — bei manchmal wirklich stattfindendem Kampf mit Entbehrungen und Noth aller Art — die bittersten Früchte ernten, und von Ort zu Ort vertrieben werden sollte.

Dieselben der religiösen Thätigkeit des Ordens feindlichen Elemente — welche in dem sogenannten Aufklärungsdrange und der mit vollen Segeln einherfahrenden Freimaurerei Nahrung und Unterstützung fanden, stellten sich dem Wirken der Congregation allenthalben entgegen. So wurden die Niederlassungen von Tabor,

Tryberg und Babenhausen von den Mitgliedern der Versammlung auf Betreiben ihrer Feinde verlassen.

Nun sollte für den Orden eine neue Thätigkeit in der Schweiz in Aussicht stehen. P. Hoffbauer wurde in Chur freundlich aufgenommen und ihm das nun leerstehende Prämonstratenserstift zum h. Lucius übergeben.

Noch waren aber die Priester der Congregation nicht dahin gekommen, als die Illuminatenparthei aus Baiern, die damals bekanntlich ihre Fäden weithin gesponnen, durch verläumderische Briefe und Denunziationen aller Art und in der feinstangelegten Weise — schon die Bewohner von Chur so gegen die Congregation aufzustacheln wußte, daß die kaum Angekommenen die Stadt auch schon wieder in kurzer Zeit verlassen mußten.

P. Hoffbauer ergreift wieder seinen Wanderstab und schreitet fürder über Berg und Thal und kommt zu einem Pfarrer im Walliserland, Namens Adrian von Courten in Wispach. Dieser stellt den Walliserbehörden die wahre Sachlage betreffs des Redemtoristenordens vor Augen, der Magistrat von Wallis zeigt sich geneigt, für die Aufnahme der Vertriebenen; das berichtet ihnen Hoffbauer und Passerat überschreitet mit seinen Pflegebefohlenen, Priestern und Clerikern das Grimselgebirge und sie kommen nach Wallis. Wenn auch in großer Dürftigkeit, so leben sie hier doch in

Ruhe, und können unangefochten ihren Verpflichtungen nachkommen. Die Fenster des ihnen angewiesenen Hauses werden mit Papier verklebt — sie haben mit Hunger und Kälte zu kämpfen, was sie gerne ertragen, da sie mindestens vor Bosheit und fanatischer Verfolgungssucht gesichert sind.

Hier nun in Wallis, wo sich ihnen die Leute günstig erwiesen, wo es keine Verläumdung gab, wo keine Hetzerei gegen sie aufkam, sollte sich eine andere große Woge über die Alpen herüberwälzen, um auch diese Ansiedelung fortzuschwemmen. Es zogen nämlich die französischen Kriegsvölker in Wallis ein, die Soldateska versiegelte ohne Verhör und Urtheil das arme Haus mit seinen ärmlichen Habseligkeiten, erklärte die Ordensgenossenschaft als aufgelöst und gab den Mitgliedern den Befehl, sich von hier zu entfernen.

11.

Rückkehr nach Warschau. Anklagen. Untersuchung und Rechtfertigung. Neue Verläumdungen. Citation der Vorsteher nach Berlin. Glänzende Rechtfertigung daselbst.

Als im Jahre 1805 P. Hoffbauer und Hübel aus Italien wieder nach Warschau zurückgekehrt waren, fanden sie daselbst die Sachlage sehr geändert, und leider nicht zum Besseren. Jacobiner, Illuminaten und Freimaurer hatten hier theils durch Emissäre, theils durch Schriften eine sehr thätige Wirksamkeit begonnen. Daß unter diesen Umständen auch etwas gegen die Congregation unternommen werden mußte — war vorauszusehen.

Verläumdungen über Verläumdungen streute man in der Absicht aus, daß man darnach auf Grund dieser selbstfabricirten Gerüchte hin eine Anklageschrift bei der preußischen, also protestantischen Regierung einreichen konnte, wo man auf eine sehr partheiische Procedur schon von vornhinein hoffen zu dürfen gemeint hat.

Die Regierung erwies sich aber gerechter als die Ankläger es vermutheten, sie veranstaltete eine Untersuchung und ernannte hierzu eigene Commissäre.

Obgleich nun diese Commissäre Protestanten waren, erstatteten sie doch an die Regierung Bericht: „es sei an der Congregation nichts Tadelnswerthes gefunden worden.“ Sie ordneten bloß an, es solle Abends die Kirche um Eine Stunde früher als es bisher üblich, geschlossen werden; daß doch etwas auf die Anklageschrift geschehen sei, und so vielleicht die Verläumder in etwas zufriedengestellt und ihnen der Mund gestopft werde.

Freilich folgten — diesem im Allgemeinen günstigen Entscheid die kleinlichsten Vexationen von subalternen Polizeibeamten nach, Vexationen, gegen die es übrigens ein Mittel gab, für welches diese diensteifrigen Herren einige Empfänglichkeit besaßen. Später wurde den Anklägern doch in soweit nachgegeben, daß ein Verbot der Novizenaufnahme erschien, doch auch dieses Verbot fand sein Abkommen, es war eben bloß wieder nur eine von jenen Vexationen, welche geldgierige Leute in revolutionärem oder in sonstigem Zustande, in dem die Gesetze keine Gewalt haben — anwenden, um Geld zu erpressen.

Das Geld spielte damals bei jenen Herren in Warschau eine große Rolle, es mußten oft die rechtlichsten Leute Geldopfer bringen, um vor Vexationen aller Art geschützt zu sein.

Damit waren aber die Feinde der Congregation nichts weniger als zufrieden — sie wollten ihr Endziel erreichen — es wurde eine erneute Anklageschrift, von Verläumdungen voll, abgefaßt und an den König Friedrich Wilhelm von Preußen abgesendet.

Der König, dessen Meinung von der Congregation bisher günstig gewesen, erschrak über diese Anklagen, deren Schluß eine Petition um Aufhebung der Congregation krönte — er ließ sogleich die Obern des Hauses von St. Benno nach Berlin citiren, wo sie sich über diese eingereichte Denunciation rechtfertigen sollten.

Der Obere, welcher eben sehr leidend war, beauftragte den P. Jestersheim, an seiner Stelle nach Berlin zu gehen, um dem Verlangen des Königs nachzukommen.

Jestersheim fand in der Hauptstadt Preußens eine überaschend gute Aufnahme, man beehrte ihn mit Lob und Complimenten — so daß er verlegen wurde. Auch von den Vorstehern des Gerichtshofes und den Ministern wurde er mit gleicher Höflichkeit aufgenommen. Die Minister sprachen längere Zeit mit ihm.

Von diesen Audienzen weg ging es in den Gerichtssaal. Hier begann nun der Secretär in Gegenwart einer ganzen Commission, ihm die furchtbar-

sten Anklagen über gräuliche Verbrechen vorzulesen. P. Jestersheim hörte das alles mit Ruhe, ja mit heiterer Miene an, was allgemein einen guten Eindruck machte. Nachdem die Ablesung der Anklage beendigt war, lächelte P. Jestersheim und sprach nur einige Worte der Vertheidigung mit Hinweis auf eine gute Zahl von Zeugnissen — die von den angesehensten Personen Warschau's ausgestellt — gerade das conträre Gegentheil der Anklagen (welche zudem von einer anonymen Gesellschaft ausgingen) berichteten — und die er den Richtern mit anderen wichtigen, vollkommen entlastenden Documenten in die Hände gab.

Die Richter waren sehr höflich, lasen und dankten für diese Documente, entließen den P. Jestersheim und wünschten ihm eine glückliche Reise.

An die Regierung von Warschau aber kam ein Decret des Inhalts: man möge die Patres in Ruhe lassen, und sie gegen ihre Feinde in Schutz nehmen.

15.

Rastlose Thätigkeit der feindlichen Propaganda. Einzug der Franzosen in Warschau. Tod des P. Hübel. Großartige Theilnahme der Bewohner Warschau's beim Leichenzuge.

Den Feinden kam nun, wie sich denken läßt, dieser Erfolg durchaus nicht erwünscht. Es mußte auf einen neuen Angriffsplan gesonnen werden. Französische Emissäre suchten nun Verläumdung auf Verläumdung zu verbreiten — alle Tage wurde etwas Neues an öffentlichen Orten planmäßig ausgestreut — man scheute sich nicht, Spottgedichte drucken zu lassen und sie in Zetteln unter das Volk zu bringen. In Privattheatern wurden die Patres in geistlicher Kleidung vorgeführt, hier nicht nur die Priester, sondern auch die Gebräuche der katholischen Kirche auf infame Weise verhöhnt und lächerlich gemacht, so daß es selbst vielen aus den Theaterbesuchern zu blasphemisch schien, und diese mit Zeichen des Mißfallens das Haus verließen. Die Vorstellungen wurden darnach unter Spott und Gelächter allenthalben erzählt.

Besonders die Kaffeehäuser und Gaststuben sah sich die Propaganda zu einem günstigen Ackerfelde aus.

Auf den Straßen wurde mit Fingern auf jene gezeigt, welche die Kirche St. Benno besuchten und ihnen spottweise: „Bennoniten, Bennoniten" und anderes dergleichen nachgerufen.

Das Haus wurde mit Spionen umlagert; wenn ein Pater nur ausging, so war es schon genug, um an diese Thatsache irgend eine boshafte Erfindung anzuknüpfen — und Thatsache und Lüge zusammengeflochten hinausflattern zu lassen in die Welt. Den Priestern, die von einer auswärtigen Predigt, einem Krankenbesuch oder von einem Spaziergang heimkehrten, wurde nicht selten von Individuen aufgelauert, die mit Stöcken in der Hand sich betrunken stellten, mit Stöcken und Fäusten auf die Patres losschlugen, und dann, unter sich selbst ein Scheingefecht begannen — um dies Vorhergegangene als ein Mißverständniß darstellen zu können. Auch die Laienbrüder, welche die Priester begleiteten, hatten dieselben Mißhandlungen zu erdulden.

Blumenauer, der als strenger Sittenlehrer bei den liederlichen Gesellen besonders verhaßt war, wurde das Erschießen wiederholt gedroht — man sah auch Leute mit Pistolen bisweilen in seiner Predigt. Blumenauer mußte — um sich nicht in Gefahr zu begeben, zu Hause bleiben.

Zum Unglück war nun auch die im Ganzen der Congregation wohlwollende und gerechte preußische Regierung in Polen zu Ende — mit dem Vordringen der Franzosen wurde der Sachsenkönig August III. als Herzog von Warschau proklamirt. Am 13. November 1806 war die französische Armee unter Murat und Davoust in Warschau eingerückt. Die Feinde der Congregation jubelten den Franzosen entgegen, denn sie wußten wohl, daß sie bei diesem Kriegsvolk — wie es damals beschaffen war, sehr gute Bundesgenossen für ihr Vorhaben finden werden.

Eben jetzt sollte ein schwerer Schlag, gleichsam ein Vorbote der letzten Bedrängniß — die Congregation durch den Tod des P. Hübel treffen. Mit der französischen Armee war auch ein Regiment Italiener gekommen. Von den letzteren wurden viele Kranke in's Spital gebracht und seufzten nach dem Segen der Kirche vor ihrem Hinscheiden — sie verstanden nur italienisch. Als der Erzbischof von der Noth dieser armen Leute vernommen, gab er sogleich den Auftrag, nach Geistlichen zu forschen, die der italienischen Sprache insoweit mächtig wären, daß sie den Sterbenden den Trost und die Stärkung der heil. Sakramente vermitteln könnten. An P. Hübel, von dem

der Erzbischof wußte, daß er italienisch spreche, sendete er einen eigenhändig geschriebenen Brief mit der Bitte, auch er möge um der Italiener willen das Spital besuchen.

P. Hübel, durch übermäßige Anstrengung bereits selbst herabgekommen und krank, säumte keinen Augenblick, den Armen beizustehen. Aber nicht lange vermochte er diesem heiligen Liebesdienst sich hinzugeben. Er selbst erkrankte bald am Lagerfieber, und starb 14 Tage darnach am 4. Juli 1807 in den Armen seines Freundes, des P. Hoffbauer. Die Genossen des Hauses vermochten in ihrem heftigen Schmerz über diesen herben Verlust nur in dem Einen Gedanken Trost zu finden: daß der Abgerufene ein Opfer der Nächstenliebe geworden seinem Leibe nach, und daß sein Geist zu Gottes Herrlichkeit eingegangen.

Die Nachricht von diesem Todesfall brachte in der ganzen Stadt keine geringe Sensation hervor. Der Erzbischof und der Weihbischof waren die ersten, welche vom Hingang des P. Hübel sich überzeugen wollten — und an seinem Sterbelager ihr Gebet verrichteten. Die Obern aller damals in Warschau existirenden Orden kamen ebenfalls herbei, ihre Condolenz zu bezeugen; — und da sie die allgemeine Bestürzung im Hause zu St. Benno sahen, übernahmen es Einige, das Leichen-

begängniß und die Gebete anzuordnen, und die Kirche zu diesem Zwecke herzurichten.

Der Erzbischof, welcher den Hingeschiedenen seiner hohen Tugenden wegen persönlich achtete, befahl, es sollen an den 3 auf den Tod folgenden Tagen täglich eine halbe Stunde in allen 83 Kirchen Warschau's die Trauerglocken ertönen. Die gewöhnlichen Gottesdienste in der Kirche St. Benno wurden ebenfalls auf sein Geheiß für diese Zeit eingestellt — und das Programm zu dem Leichenzug ließ er sich selber vorlegen.

Fürsten, Grafen und Woiwoden, der ganze hohe Adel von Warschau, Senatoren und Damen fuhren nach St. Benno hin, um die Leiche des Mannes noch zu sehen, der so Vielen aus ihnen geistlicher Führer und Gewissensrath gewesen. Die katholischen Bewohner Warschau's zeigten sich durch diesen Todesfall tief erschüttert.

Die Sacristanen der Metropolitankirche mußten das Innere der Kirche zu St. Benno rings mit Trauertüchern behängen, ein Katafalk wurde aufgerichtet, und schon in der ersten Stunde waren als Geschenke von allen Seiten über 500 Kerzen gekommen, deren jede ein Gewicht von 4 bis 8 Pfunden betrug; die Geber

ließen nur ersuchen, es sollen diese Kerzen den ganzen Tag über beim Katafalk brennen. Wir führen alle diese Einzelnheiten deswegen an, weil sie doch auch ein Ausdruck der Liebe und Hochachtung sind, die sich ein einfacher Ordensmann durch seine Tugenden und seinen Eifer, Seelen zu gewinnen — erworben hat.

Es kam hier einmal ein glänzendes Leichenbegängniß zu Stande, bei welchem die äußere Darstellung der Trauer nicht ein Ergebniß des hohen Standes vom Dahingeschiedenen oder ein Ergebniß einer vollen Geldkasse — sondern ein wirklicher und wahrer Ausdruck der öffentlichen Meinung im schönsten Sinne des Wortes war.

Den Morgen hierauf bis Mittag wurden Seelenmessen gelesen, und die verschiedenen Orden wechselten ab in der beständigen Recitation des Officium Defunctorum vor dem Katafalk durch drei Tage hindurch.

Beim Leichenbegängniß selbst schien die ganze Stadt auf den Straßen zu sein. Der Welt- und Ordensclerus und die Magnaten der Stadt gingen mit, brennende Kerzen tragend. Von Musikchören wurden Trauermärsche ausgeführt.

Alle diese Ehrenbezeugungen geschahen ohne Zuthun der Congregation, welche für das ganze Leichenbegängniß keinen Kreuzer auszugeben brauchte.

In der Weise haben die dankbaren Bewohner Warschau's einem ausgezeichneten, gottgetreuen und opfermuthigen Priester die letzte Ehre erwiesen.

16.

Ein Schlag für die Congregation. Neue Versuche, den Orden aus Warschau zu vertreiben. P. Hoffbauer wird von einem Freunde über den Entschluß der neuen Regierung unterrichtet. Maßnahmen. Eine Judenverfolgung und ihre Ursachen.

Wie schwer hatte dieser Schlag die Congregation, wie doppelt schwer den P. Hoffbauer getroffen! Das Ansehen Hübel's war der Congregation in vielen Fällen gegenüber dem Gebahren ihrer Feinde vom größten Nutzen — seine Sprachkenntniß machte ihn zum Vermittler bei den verschiedenen Stellen — und eben jetzt bei dem letzten Sturm, der hereinbrach — mußte er von diesem Schauplatz abtreten.

In der Conferenz nach dem Leichenbegängniß sagte P. Hoffbauer mit tief betrübter Stimme zu seinen Mitbrüdern: „Der Schild ist gebrochen, Gott weiß, was im nächsten Jahre aus uns werden wird, darum seid bereit. Er hat freilich nichts verloren, denn er ist im Himmel und triumphirt mit Christus, aber wir haben viel verloren."

In einem Schreiben an den Generalprocurator der Congregation zu Rom äußerte sich Hoffbauer: „Ungeachtet ich immer betheuere, es möge der Wille Gottes geschehen, so habe ich doch bis jetzt keine ru-

hige Stunde gehabt." — Vierzehn Tage nach Hübel starb auch P. Vannelet, der Novizenmeister, ein geborner Franzose, und ein jüngerer Priester, Namens Hausmann.

Der Tod des P. Hübel machte sich jeden Tag fühlbarer. Da er den beständigen Vermittler mit den eben nicht sehr freundlich gesinnten Behörden abgab, konnte sein Verlust nachgerade unersetzlich genannt werden. P. Jestersheim besaß wohl auch große Klugheit und Rednergabe — aber beim seligen P. Hübel fiel sein allgemeines Ansehen, welches er in ganz Warschau bei Hoch und Niedrig genoß — besonders in's Gewicht. Der Mann war eine Macht — und als solche fürchtete man ihn. P. Hoffbauer richtete diesen Behörden gegenüber sehr wenig aus. Er konnte in seinem katholischen Feuereifer keinen Gedanken zurückhalten, der den Schleichwegen gegenüber, welche jene Bureaukratie gewandelt — seine Seele bewegte. Er drohte wohl auch gleich mit dem göttlichen Strafgerichte, ein Umstand, der diese Gattung Leute am meisten zu verdrießen und aufzureizen pflegt. Denn am Ende ist unser Herrgott doch eine fürchterliche Macht — er läßt sich weder durch hochfahrendes Wesen, noch durch Decrete einschüchtern — und es berührt Jene, die ihn offen verläugnen und heim-

lich fürchten — im höchsten Grade unangenehm, wenn sich Jemand auf ihn beruft, auf den, welchem in allen menschlichen Angelegenheiten doch einmal der letzte und entscheidende Urtheilsspruch zusteht.

Gegen die Congregation wurde nun offen und geheim ohne Unterlaß fortgearbeitet: „Dann erst," hieß es, „werde die Ruhe im Lande vollkommen hergestellt, dann erst werde eine allseitige Unterwerfung ermöglicht sein, wenn diese Unruhestifter einmal aus dem Lande fortgeschafft sein werden."

Der Regierung kam diese Stimmung nicht ungelegen, ja sie schien ihrem Gebahren sogar erwünscht, ging sie ja schon in ähnlichem Sinne vor durch Klosteraufhebungen und andere Acte, die als ein Opfer der sogenannten öffentlichen Meinung den Anforderungen der aufgeklärten Zeit gebracht wurden.

So ließ man nun gerne die Feinde gewähren, sie sollten ungehindert der Aufhebung der Congregation vorarbeiten — denn diese hatte man bereits fest beschlossen.

P. Hoffbauer erzählte aus jener Zeit folgende Begebenheit, die ihn betroffen: In der Pfingstoctave vom Jahre 1808 betete er in der Kirche vor dem Allerheiligsten sein Officium, und als er gerade die Worte des 87. Psalmes sprach: „Pauper sum ego et in

laboribus a juventute mea: exaltatus autem humiliatus sum et conturbatus“ (Ich bin arm und mühselig von meiner Jugend an, wenn auch erhöhet, doch gedemüthigt und betrübt), fühlte er einen heftigen Stoß, daß er am ganzen Leibe zitterte, als hätte ein heftiger Fieberanfall ihn durchschauert. Er schloß hierauf das Brevier, dachte über diese sonderbare Erscheinung nach — als sie in kurzer Zeit sich wiederholte. Hierauf betete Hoffbauer, sich ganz dem göttlichen Willen zum Opfer bringend, und ging darnach ruhig und gestärkt in seine Zelle.

Am Abend des folgenden Tages kam ein öffentlich angestellter Herr — aber nicht in seiner Amts-, sondern in Civil-Kleidung, in das Ordenshaus (dieser hatte sich von je als einen warmen Freund der Congregation erwiesen) — und verlangte mit dem P. Hoffbauer zu sprechen. Nachdem beide allein waren, sagte dieser Herr: „Mein Vater, ich muß sie benachrichtigen, daß das Decret ihrer Ausweisung schon unterschrieben ist, bringen sie, um Mißdeutungen zu entgehen, ihre Briefe und Papiere in Ordnung, wenn sie Kostbarkeiten besitzen, verbergen sie dieselben nach Möglichkeit, fortschaffen können sie nichts mehr, denn die geheime Polizei bewacht bereits die Ausgänge des Hauses.“

Nachdem er dies in Eile gesagt, ging er sogleich wieder in der Dunkelheit fort. P. Hoffbauer betete darauf — dankte Gott für alle Wege, die er ihn führen wolle, auch für die der Trübsal und Verfolgung, und empfahl sich und die Seinen dem Schutz Gottes und der Fürbitte der seligen Jungfrau Maria. Dem P. Jestersheim, der nach Hübel Rektor des Hauses geworden, ertheilte er den Auftrag, alle jene Briefe, welche irgend Jemanden als einen Freund der Congregation blosstellen und diesem vielleicht auch eine Verfolgung zuziehen könnten, zu verbrennen. Darnach rief P. Hoffbauer alle Patres zusammen, legte ihnen über das, was er ihnen jetzt eröffnen werde, das strengste Stillschweigen auf — und theilte ihnen darnach das eben so harte als unverdiente Schicksal mit, welches der Congregation in Aussicht stand. Die Patres brachen in Thränen aus — nicht so sehr wegen ihres Geschickes, als wegen der Verlassenheit des armen Volkes; denn das Zeugniß konnte sich die Congregation mit gutem Gewissen geben: sie war in schlimmen Tagen als eine Mauer des Hauses Israel den mannigfachen Stürmen gegenüber dagestanden — und nun sollte der Weinberg des Herrn ohne wachsame Hüter der Verwüstung preisgegeben werden.

Eine historische Thatsache steht fest. Gerade seit diesem Jahre der Vertreibung datirt sich der alle Jahre mehr zunehmende Verfall der katholischen Kirche in Warschau; und da es sich nun darum handelt, die noch bestehenden Glieder der Kirche dem Schisma zu überliefern, wird man um so mehr jede religiöse Genossenschaft ferne halten — die eine feste Organisation besitzt und die im Dienst der Kirche das Volk warnt vor den Verführern und Betrügern auf seiner Huth zu sein.

Es sollte nun keine Zeit mit unnützen Wehklagen verloren werden. Das Einschreiten der Gewalt stand in Aussicht. P. Hoffbauer traf nun wie ein kluger Hausvater seine Anordnungen.

Die heiligen Geräthe und viele Reliquien, sämmtlich Eigenthum der Congregation, sollten nach Möglichkeit den Händen der Räuber entzogen und in Sicherheit gebracht werden. Die Reliquien und einige heilige Gefäße wurden unter die Patres vertheilt. Uebrigens blieb der größte Theil der heiligen Gefäße und Kirchenparamente zu Warschau zurück und ging für die Congregation auf immer verloren. Die Laienbrüder erhielten den Auftrag, jedem Geistlichen an Wäsche und Kleidung, wie an Reisegeld das nothwendige zusammenzurichten, so daß bei einem Ueberfall alles geord-

net sei. Die Patres übten aber wie sonst ihre Pflichten im Predigtamt und im Beichtstuhle.

Die Ausführung des Regierungs-Decretes verzögerte sich durch folgenden Umstand: Es machte Jemand die Regierung aufmerksam, bei Ausführung ihres Gewaltstreiches ja alle Vorsicht anzuwenden: „denn diese Polaken seien ein sehr bigottes Volk und hängen der Congregation besonders an — darum könnte am Ende ein Aufstand möglich sein und es wäre daher gut, wenn vor, während und nach diesem Acte eine militärische Macht in Bereitschaft stünde, um Aufstandsgelüste niederzuhalten."

„War ja einmal in den letzten Jahren bei Gelegenheit einer Fronleichnams-Procession etwas Aehnliches geschehen."

So lautete die Warnung. Die Geschichte, auf welche am Ende dieser Warnung hingedeutet wurde, bestand in Folgendem: Einige Juden warfen aus einem Hause in ihrem Uebermuth und Hohn wiederholt Holzstückchen auf den Baldachin, unter welchem das Sanctissimum getragen wurde. Die Polen merkten das, denn es war ziemlich auffallend; die es bemerkten, verbreiteten es muthmaßlich gleich weiter; es geschah aber während der Procession gar nichts — denn diese sollte nicht gestört werden.

Gleich darnach aber brach eine Selbsthilfe des Volkes in einer Weise los, die nicht zu billigen ist. Die Volksmenge wogte an das Judenhaus, aus welchem die Hölzchen auf den Baldachin geworfen wurden, heran, warf die Fenster ein, zertrümmerte die Möbel und schlug die Inwohner derartig, daß einige sogar darüber gestorben sein sollen. Bei solchen Vorgängen, die im höchsten Grade bedauerlich sind, wird nun gewöhnlich die ganze Wucht der Anklage dem religiösen Fanatismus aufgebürdet; wir meinen — so sehr wir die That wiederholt im höchsten Grade mißbilligen — doch auch diese so oft bei ähnlichen Gelegenheiten wiederholte Anklage zurückweisen zu müssen.

Wir geben zu und gestehen gerne ein, daß irgend ein religiöser Moment schon öfter die Veranlassung zu einem Judenkrawall war; es ist aber dieses dann gewiß in seltenen Fällen die einzige und auch die gewichtigste Ursache; diese letztere wird viel mehr in der übervortheilten socialen Stellung zu suchen sein, in der sich die Christen dort befinden, wo sie neben vielen Juden zu leben haben. Kommt dann irgend ein besonderer Anstoß, sei dieser nun religiöser oder rein socialer Natur, so wird der lange zurückgehaltene Unmuth losbrechen: es ist aber, so unrecht Selbsthilfe ist — auch gewiß ein Unrecht: dem religiösen Moment allein —

die Verantwortung hiefür aufzuladen; d. h. die Christen als herrschen wollende anzuklagen und die Menschen, die nicht im Handel unterdrückt und übervortheilt, nicht bewuchert und ausgesogen sein wollen — bei einer derartigen Klage ganz außer Augen zu lassen.

Die Regierung benutzte sogleich die ihr angerathene Vorsicht. Alle Hauptstraßen der Stadt, welche gegen St. Benno zu führten, wurden stark mit Truppen besetzt. Die Polizei bestellte eine Anzahl Wägen und stellte Pässe aus für jede Gruppe derjenigen, die in einem Wagen beisammen saßen. Für jeden Wagen war eine Begleitung von 6 Mann Soldaten angeordnet; je dreien Wägen theilte man einen eigenen Commissär zu, mit dem Auftrag, die Reisekosten bis zur Gränze auf Rechnung der Regierung zu bestreiten.

17.

Der Act der Ausweisung. Werner als Beamter dabei. Sensation in Warschau.

Als der Moment zum Vollzug aller sinnreich ausgedachten Anordnungen gekommen war, wirkten die verschiedenen dabei thätigen Behörden sehr einträchtig zusammen. Die Truppen postirten sich auf ihren Plätzen, die Wagen, von Cavallerie-Escorten begleitet, fuhren vor dem Collegium auf. Voran sprengten die Commissäre auf Pferden mit den besagten Pässen in der Tasche. Schon früher hatten sich Beamte der Regierung und Polizei sammt ihren Secretären im Collegium eingefunden. Unter diesen Beamten war auch Friedrich Werner, damals natürlich Protestant; bei jenem Act mag Werner wohl nicht daran gedacht haben, daß das Haupt der jetzt hier Verfolgten, daß P. Hoffbauer in Wien — sein Beichtvater fast bis an sein Lebensende sein und daß er selbst als Noviz in diese hier ausgewiesene Congregation eintreten werde. Einige gingen sogleich in die Sacristei, andere in die Zimmer der Oberen, wieder andere in die Bibliothek — in welcher schon ziemlich werthvolle Bücher gesammelt waren. Nun ging es an ein Versiegeln der

verschiedenen Kasten — war dieses mit gewissen Rechtsformalitäten wie mit einem Lammsfell umhängte Wolfsgeschäft brutaler Gewalt an einem Orte vollendet, so setzte man es an einem andern fort; eine Strafe ohne Gericht, ein Vollzug ohne Urtheil, eine öffentliche Brandmarkung, ohne daß irgend ein Vergehen vorausgegangen und nachgewiesen worden wäre! Dabei geschah alles mit einer gewissen Sorgfalt und Pünktlichkeit, als ob dieß im Stande gewesen wäre, die Vergewaltigung als ein ganz legales, redliches Amtsgeschäft darzustellen.

Nachdem die allgemeine Verpetschirung, d. h. die förmliche Beschlagnahme von Hab, Gut und von dem, was der Mensch, dem kein Verbrechen nachgewiesen ist, noch besonders ausschließliches Recht zu besitzen hat — als von Papieren, Aufschreibungen und Briefen, vorgenommen war, wurden die Patres in's Refectorium zusammenberufen. Einer mußte von der Kanzel herab, die andern mußten aus dem Beichtstuhle herausgeholt werden.

Die Leute in der Kirche konnten sich nicht erklären, was denn diese räthselhaften Vorgänge bedeuten sollen; daß irgend etwas Unheimliches los sein müsse, dünkte ihnen übrigens gewiß. In Angst warteten alle, was denn das für einen Ausgang nehmen werde.

Erst sah man einen Laienbruder, die Angst und den Schrecken in's Gesicht gemalt, bei den Beichtstühlen herumlaufen, die beichthörenden Priester stehen nacheinander auf, treten heraus und begeben sich in die Sacristei. Ein Frater besteigt die Kanzel und redet zum Prediger, der eilt mitten in seiner Predigt zu einem improvisirten Schluß und geht fort.

Da wollen denn nun die näher an der Kirchenthüre stehenden hinaus — um draußen vielleicht zu erfahren, was denn diese Vorgänge für eine Ursache, für einen Zusammenhang haben — aber die Kirchenthüre darf nicht aufgemacht werden, sie ist von Wachen besetzt. — Niemand darf hinaus. Waffengetöse und Wagengerassel tönt in die Kirche herein, in der die ängstlichste Stille herrscht. Die Geistlichen sah man in die Sacristei wohl hineingehen — keiner kommt mehr zurück.

Die Unruhe nimmt überhand. Man fängt sich zu fragen, zu murmeln an, einige Beherztere treten in die Sacristei und sehen hier die Ausgangsthüre geschlossen, die Kästen bereits versiegelt.

Das verbreitete sich schnell in der Kirche — nun wußten die Leute, daß das längst Angedrohte zur Ausführung gekommen — daß man die Bennoniten

nun vertreiben werde. Viele weinten und schrien, Schmerz und Unmuth machte sich laut.

Währenddem mußten die im Refectorium versammelten Patres und Laienbrüder auf den Chef der Execution warten, dieser kam mit den andern Beamten, zog ein Decret zugleich mit der Liste der Ordensmitglieder aus der Tasche und sagte mit einer gewissen erzwungenen Freundlichkeit zum P. Hoffbauer gewendet: „Mein Herr, hier ist das Decret, Alle, die hier auf der Liste stehen, sind eingeladen, ohne Widerrede und Appellation ihre Plätze zu wechseln." Nun begaben sich eilig alle Mitglieder des Hauses auf ihre Zimmer und erschienen in einigen Augenblicken mit den schon früher bereitgehaltenen Reiseeffecten, mit Hut und Stock, also ganz reisefertig.

Ueber diese unvermuthete — ja fast zuvorkommende Erscheinung wurden die Beamten stutzig und verloren einen Moment ihre Fassung; denn diese Bereitwilligkeit und diese Geschwindigkeit waren Zeugen, daß über die Vergewaltigten das gegenwärtige Ereigniß nicht unvorbereitet hereingebrochen.

Wie nachher vernommen worden, fürchteten sich nämlich die Beamten — es könnte, da die geheim gehaltene Vertreibung doch kein Geheimniß geblieben war — vielleicht irgendwo beim Durchfahren ein Auf-

stand losbrechen. Auf manche der Beamten, die rechtliche und gutgesinnte Männer waren, mochte auch die ruhige Haltung der Verfolgten — einen beschämenden Eindruck machen, denn von der totalen Rechtsverletzung und offenbaren Gewaltthat, die hier vorgenommen wurde, mußten sie ja doch innerlich überzeugt sein.

Die Kommissäre riefen nun die Kutschen vor, bezeichneten durch Ablesen von der Liste die Patres, in welcher Ordnung sie in die Wagen steigen sollten, und schoben sogar manche auf unsanfte Weise hinein. Es war nämlich Ordre gegeben, die Execution mit der größtmöglichen Eile auszuführen. So oft ein Wagen gefüllt war, rollte er, von sechs Cavalleristen begleitet, unter Pferdegetrappel schnell von dannen.

Durch diese projectirte und durchgeführte Eilfertigkeit war es möglich, das Ankommen der Beamten im Hause bis zur Fortführung des letzten Laienbruders, also die ganze Execution in einer halben Stunde auszuführen. So rasselten die Wagen unter Truppenbegleitung mitten durch die Stadt. Vor derselben mußten die Fuhrwerke verschiedene Wege einschlagen; eine Maßregel, die offenbar aus Angst vor irgend einer Demonstration geschah — welche letztere man fürchtete — wenn die ganze Wagensuite sich irgendwo

hätte sehen lassen. Denn das Landvolk um Warschau liebte die Congregation sehr.

Die Polizei zu Warschau, die aus dem Benehmen der Patres sah, daß sie auf diesen Schlag gefaßt waren, mußte in ihrer Denkungsweise auf den Verdacht kommen: es sei etwas gegen die Maßregel irgendwo angezettelt worden. Davon war nun natürlich gar keine Rede. P. Hoffbauer traf nur die ehrenhaftesten Anordnungen zur Vorbereitung auf das Ereigniß. Sich durch Intriguen die Macht irgend einer Revolte — zur Opposition gegen die Regierungsmaßregel dienstbar zu machen, konnte dem heiligmäßigen Mann, der gewohnt war, zu dulden und zu leiden um Gotteswillen, natürlich nicht in den Sinn kommen.

Die Patres weinten, als sie sahen, wie ihre Wagen nun verschiedene Straßen einschlugen. Wohin? das wußte keiner! Die Commissäre hatten den Auftrag, das größte Stillschweigen hierüber zu beobachten.

Nach einiger Zeit, nachdem man vermuthen konnte, die Wagen seien bereits außer der Stadt, wurde der Auftrag ertheilt, die Kirche von St. Benno zu öffnen und die darin eingeschlossenen Leute heraus zu lassen. Viele weinten über diese Gewaltthat, die schon in der Art und Weise ihrer Ausführung das Gepräge

offenbaren Unrechts in sich trug — was das Volk leicht herausfühlen mochte.

Nun rief man aus der benachbarten Pfarrkirche St. Maria einen Geistlichen, der die Monstranz mit dem Sanctissimum und die Ciborien für die Communicanten in diese Pfarrkirche tragen mußte. Die Kirche St. Benno wurde nun geschlossen, das Siegel der Regierung angelegt und Wachposten vor derselben aufgestellt. Man fürchtete auch in Warschau, es könne die Aufregung einen ernsten Charakter annehmen. Nicht nur das Volk war für die Congregation, sondern auch ein bedeutender Theil des Adels. Nur jene gewisse Klasse der modernen Aufgeklärten — die aber große Hand nach oben und von oben aus besaßen, liebte es nicht, in ihren Lebensanschauungen gestört zu werden, und die sogenannte gesunde Sinnlichkeit, welche auch in neuester Zeit eine so bedeutende Rolle spielt, besaß auch in Warschau ihre innigen Verehrer, die in ihrem unfrommen Cultus auf keine Weise beunruhigt und durch Gewissenbeängstigung gestört sein wollten.

Die sittliche Haltung der Mädchen aus der ärmeren Classe, durch die religiösen Uebungen, durch das Wort Gottes und die Gnadenkraft der Sacramente gekräftigt, kam den Herren nicht besonders gelegen.

Nun zeigte sich die Polizei überaus thätig, die Gassen und Straßen wurden durchstreift, in den Gasthäusern wurde gehorcht. Wenn über die Congregation irgendwo von einer Gruppe der Feinde geschimpft, wenn sie verlästert und verleumdet wurde, so war das den Horchern ganz recht — denn die Schmäher zeigten sich ja einverstanden mit den Maßregeln der Regierung und mußten als ihre Freunde angesehen werden. Im Gegentheil wurden Alle als Rebellen bezeichnet, die dem Gefühl der verletzten Gerechtigkeit einen Ausdruck verliehen.

Das Decret war im Namen des Herzogs von Warschau ausgefertigt; der gute Herzog von Warschau soll aber keine Silbe davon gewußt haben.

18.

Die Patres als Gefangene in Küstrin. Ihre Behandlung daselbst. Stimmung des protestantischen Volkes in Küstrin. Entlassung aus Küstrin. Hoffbauers Wirksamkeit in Warschau.

Waren nun auch die verschiedenen Wagen vor Warschau auf verschiedenen Straßen fortgeführt — so hatte ihnen doch die Regierung Einen Ort als Ziel gesteckt: diesen erfuhren die Patres aber erst, als sie dort ankammen. Fast zu gleicher Zeit trafen alle Wagen dort zusammen. Es war die Festung Küstrin in Preußen. Allen gereichte es zu Trost und Freude, daß sie wenigstens die Verbannung in Gesellschaft ausstehen konnten. Wie Brüder, die sich wiedergefunden, umarmten sie sich unter Thränen. Auch die Kommissäre wünschten ihnen Glück — und zeigten sich jetzt wirklich aufrichtig freundlich und benahmen sich voll Achtung und Zuvorkommenheit gegenüber ihren Gefangenen. Daraus konnte ersehen werden, wie das barsche Benehmen in Warschau nur der — um der Regierung willen — gezeigte Amtseifer war, der nicht aus gehäßigem Herzen kam.

Auch den preußischen Behörden in Küstrin wurden von diesen Commissären die Patres auf's Vor-

theilhafteste empfohlen, als Männer, die auf Achtung Anspruch haben.

In einem kasernenartig aussehenden Hause brachte man nun die Gefangenen unter — es stand dieß Haus frei von allen Seiten. Die Bevölkerung von Küstrin versammelte sich zahlreich vor demselben, man wunderte sich allgemein über den Umstand, daß Ordensleute, katholische Priester dazu, aus einem katholischen Lande vertrieben, hierher mit Militärbegleitung mitten unter Protestanten geführt worden seien. Die Leute drängten sich trotz der militärischen Bewachung nahe an die Geistlichen heran — und freuten sich, als sie sahen, wie diese heitere Mienen zeigten, freundlich grüßten und deutsch redeten. Die Leute von Küstrin sagten: Das scheinen unschuldige ehrenwerthe Männer zu sein — warum mag man sie wohl hierhergeführt haben? Wir behandeln unsere Prediger nicht so — selbst dann nicht, wenn sie sich etwas hätten zu Schulden kommen lassen. Manche wendeten sich selbst mit der Bitte an die Commissäre, diese ihnen Anvertrauten gut zu behandeln, es ihnen an nichts fehlen zu lassen.

Die Commissäre waren hinwiederum so ehrenhaft, den Bewohnern von Küstrin gegenüber der Wahrheit Zeugniß abzulegen; sie versicherten nämlich dieselben,

ıan habe diese Geistlichen nicht wegen Vergehen
)rtgeschafft, sondern nur ihr zu großer Eifer habe
iese Maßregel hervorgerufen. Das verschaffte bei den
)rlichen Bewohnern von Küstrin den Transportirten
ur eine um so größere Achtung und größeres Mit=
ıd, ja sie äußerten sich sogar: „Unsere Geistlichen
aben aus zu großem Eifer und aus Liebe zur Re=
gion keine so großen Opfer gebracht."

In dem besagten Hause fand jedes Mitglied der
:ongregation ein reinliches Zimmer mit einem guten
Bette und der andern nöthigen Einrichtung bereitet;
ußerdem stand ein geräumiger Saal, mit Bildern
eschmückt, zu ihrer Benützung, ja sogar ein Altar und
)aramente waren hergerichtet, so daß von den Prie=
ern die heilige Messe gelesen werden konnte. Das
lles gereichte den Betrübten zu großem Troste.

Kurze Zeit nach der Ankunft wurde auf Anord=
ung eines Commissärs ein gutes Gastmahl zur Er=
olung aufgetragen. Während des Aufenthaltes der
)eistlichen zu Küstrin hatte die Regierung von War=
hau die Verpflegungskosten bestritten.

Die Commissäre suchten die Patres sogar mit
:m Trost in ihrer gegenwärtigen Lage aufzurichten:
Der König von Preußen beabsichtige, ihnen in sei=
en katholischen Provinzen ein Kloster einzuräumen,

sie möchten darum für kurze Zeit mit dieser unbequemen Wohnung vorlieb nehmen."

Während derlei Hoffnungen wenigstens einigen Trost gewährten, begannen die Patres ihre gewöhnlichen Uebungen. Am Tage celebrirten sie nacheinander die heil. Messe, und sonst machten Betrachtungen, Gebet, mitunter auch geistliche Gesänge und Gespräche zur Erhohlung ihre Tagesarbeit aus. Zu Mittags und Abends wurde gemeinsam, aber in Gegenwart der Commissäre gespeist. Der erste Commissär war ihnen immer zur Seite; er ordnete Alles an, besorgte Alles, und versah Jeden mit allen möglichen Bedürfnissen sehr zuvorkommend, er durfte nur darauf aufmerksam gemacht werden. Für den Fall eines gewünschten Spazierganges war der Commissär beauftragt, sie — aber ohne Militärwache — zu begleiten. Die Anzahl der Küstriner, die sich zu gewissen Zeiten vor dem Hause versammelten, wuchs täglich mehr an, man wollte die Patres wenigstens singen hören. Manche weinten aus Mitleid, und zeigten überhaupt viele Sympathien. Als die Wachen die Leute fortschaffen wollten, fingen die letzteren Streit an und widersetzten sich; sie sagten: es könne ihnen doch nicht verwehrt werden, geistliche Lieder anzuhören.

Dies Zunehmen der Leute, die sich vor dem Hause versammelten, die steigende Theilnahme mit dem Schicksale der hier Eingesperrten, die hierdurch öfter fallenden Aeußerungen zu Gunsten der katholischen Religion, welche beinahe in allen Familien vernommen werden konnten, erregte bei der preußischen Regierung einige Besorgniß, die vielleicht auch noch durch einen oder den andern Prediger genährt worden sein mochte. Die Stimmung für die katholischen Priester stellte sich nach und nach günstiger heraus, als es in diesem protestantischen Erdstrich gewünscht werden konnte.

Nachdem nun die Gefangenen vier Wochen in Küstrin verlebt, ertheilte die preußische Regierung den Befehl, es sollen die fremden Religiosen auf ihre eigenen Kosten fortgeschafft — allen Pässe ausgestellt, und sie zu vier und vier je in Einem Wagen bis an die Grenze nach der Richtung ihres Heimatslandes transportirt werden. Das war die Auflösung der geistlichen Gemeinde von Warschau, die von P. Hoffbauer gegründet, durch 22 Jahre lang in brüderlicher Eintracht und Liebe, in Freude und Leid mitsammen gelebt und mitsammen gewirkt hat. Die Meisten sahen sich in diesem Leben nicht mehr wieder.

In Folge dieser Verordnung ging P. Hoffbauer

mit vier Schweizern, nämlich zwei Priestern, einem Cleriker und einem Laienbruder nach Wien. Von Wien aus sendete er den Priester und den Laienbruder in die Schweiz, der Cleriker sollte bei ihm verbleiben.

Ueber das Wirken Hoffbauer's in Warschau sprach sich auch der „Oesterreichische Beobachter" in einem Nekrologe über den Dahingeschiedenen aus — wir werden diesen Artikel später am geeigneten Orte bringen.

19.

Hoffbauer in Wien. Anstände und Haft. Sein Wirken daselbst. Projectirte Erziehungsanstalt. Adam Müller. Klinkowström.

Auf die vielen tragischen Auftritte, in welchen dem P. Hoffbauer von der Zeit der Vertreibung in Warschau bis zu seiner Ankunft in Wien die Hauptrolle zugetheilt war, — sollten noch einige Scenen nachfolgen, die den Mann seiner Zeit wohl betrübt haben mögen, die aber jetzt, wenn man von ihnen hört, eher geeignet sind, einen fast heiteren Eindruck hervorzurufen. Denn — kaum in Wien angekommen, — wurde er auch hier von der Polizei verhaftet — wahrscheinlich hatten seine Verfolger in Warschau der Polizei in Wien über Hoffbauer ein schwarzes Blättlein zur Darnachachtung eingesendet. Eine genaue Untersuchung über seine Schriften und alle anderen mitgebrachten Habseligkeiten begann. Als man bei ihm gegen zweihundert Thaler vorfand, (das Ganze, was er von dem Reisegeld erübrigte) wurde ihm aufgetragen, sich über den rechtmäßigen Besitz dieses Geldes auszuweisen; der mit Hofbauer amtirende Herr sagte ihm: „Ein Ordensgeistlicher könne erlaubter Weise nicht so viel Geld besitzen.“

Es mag nun hier wahrscheinlich sich ereignet haben, daß Hoffbauer — als er sah, wie sein Inquisitor nicht nur mit einigen Klosterregeln genaue Bekanntschaft auswies, sondern auch diese Regeln genau aufrecht gehalten haben wollte — mit jener apostolischen Entschiedenheit auftrat, welche in dieser damaligen Atmosphäre nicht gut angebracht sein konnte. P. Hoffbauer fand es bei einem solchen Verfahren unter seiner Würde, über den legitimen Besitz seines rechtmäßigen Eigenthums sich auszuweisen.

So begann nun Hoffbauer seinen neuen Aufenthalt in Wien — mit einer Untersuchungshaft — es war dieses offenbar ein Nachhall des Warschauer Polizeiregimentes — welches durch Aviso nach Wien — und durch die daselbst veranlaßte Inhaftirung Hoffbauers eine kleine Rechtfertigung für ihr eigenes ungerechtes Treiben gesucht haben mochte.

Da es aber in Wien nicht auf eine principielle Verfolgung abgesehen war — setzte man Hoffbauer auch bald nach erwiesener Unschuld und Ungefährlichkeit auf freien Fuß. Nun bezog Hoffbauer mit seinem Kleriker Martin Stark eine kleine Wohnung im sogenannten „wällischen Hause“ neben der italienischen Nationalkirche (früheren Minoritenkirche) in Wien.

Diese günstige Wendung in seinem Schicksale hatte

er außer der erwiesenen Unschuld zum Theile der Verwendung einflußreicher Freunde aus Warschau, wie auch dem Wohlwollen des Erzbischofs Hohenwart und der thätigen Freundschaft des k. k. Hofrathes Baron Plenker zuzuschreiben.

Ueber die ersteren Jahre, welche Hoffbauer in Wien verweilte, ist Weniges bekannt — und es muß, diese Zeit anbelangend, mehr die Schilderung der allgemeinen religiösen Zustände bedacht werden.

Der Gedanke, die Congregation in Wien einzuführen, lebte mit Hoffbauers Ankunft in Wien wieder auf — wie derselbe schon vor mehr als zwanzig Jahren zu Rom in ihm lebendig geworden. Er verfügte sich jetzt öfter am Morgen in die Wallfahrtskirche der Vorstadt Mariahilf, um dort die heil. Messe zu lesen. Seine Andacht erbaute die Leute sehr — bald war in der Umgegend der Kirche von ihm die Rede — während er in der innern Stadt — arm und unbekannt fortlebte.

Als im Jahre 1809 der Direktor der italienischen Kirche sich im Spital beim Beichthören des französischen Militärs den Typhus zugezogen und daran gestorben war — wurde dem P. Hoffbauer, da er

ohnedieß im Hause neben der Kirche wohnte, die Besorgung des Gottesdienstes interimistisch aufgetragen.

Sein Ruf von Warschau her verschaffte ihm bald die Bekanntschaft bedeutender Persönlichkeiten, darunter war ein Graf Guicciardi, Graf Lantieri, Hofrath Adam Müller, Friedrich von Schlegel, die damals als Prediger gerühmten Serviten P. Johann und P. Bernardin, dann der in der Seelsorge unermüdete Churpriester bei St. Stephan, Schmid, der in der Folge Domcantor bei St. Stephan wurde und durch die Herausgabe vieler Erbauungsbücher bekannt geworden ist.

Viele wählten ihn zum Beichtvater, und an angestrengter Beschäftigung hat es dem P. Hoffbauer von dieser Zeit an bis zu seinem seligen Ende niemals gefehlt.

Um 1812 faßte Hoffbauer auf Anregung seines Freundes, des Hofrathes Adam Müller, den Plan, eine Erziehungsanstalt vorzüglich für adelige Knaben zu errichten; die Anstalt sollte nach katholischen Grundsätzen eingerichtet werden, und Geistliche die Leitung des Hauses übernehmen. Adam Müller selbst wollte die wissenschaftliche Bildung leiten.

Adam Müller suchte im Jahre 1812 die Bewilligung hiefür zu erwirken. Aber das Unternehmen stieß

allenthalben auf Hindernisse und wurde am Ende durch die im Jahre darnach erfolgende abschlägige Antwort der Behörden ganz unterdrückt. Hoffbauer gab aber deswegen seinen Gedanken noch nicht auf, sondern suchte ihn jetzt unter einer andern Form in's Leben einzuführen. Ein sehr ehrenwerther Mann, Namens Friedrich von Klinkowström, legte um jene Zeit — sammt seiner Gemahlin und deren beiden Schwägerinnen, sämmtlich Protestanten — in die Hände des P. Hoffbauer das katholische Glaubensbekenntniß ab. Klinkowström war dem P. Hoffbauer in aller Liebe und Verehrung zugethan. Dieser Mann sollte nun auf Hoffbauer's Anrathen ein ähnliches Institut in's Leben rufen und demselben als Leiter vorstehen. Die Vermögensumstände Klinkowström's waren aber nicht der Art, ein Unternehmen, welches so bedeutende Auslagen fordert, so leicht in's Werk setzen zu können.

Einmal begleitete Klinkowström den P. Hoffbauer; sie gingen eben in einer Gasse der Alservorstadt hinter der Josefstädter Cavallerie-Kaserne, da blieb Hoffbauer plötzlich vor einem großen Hause stehen und sagte, von dem Gespäche, welches eben im Gange war, ganz abspringend: „Sehen Sie dieses Haus an, es ist ganz für eine Erziehungsanstalt geeignet; ich kenne es — und es dürfte nicht schwer anzukaufen sein."

Als Klinkowström auf seine Vermögensumstände hinwies, sagte Hoffbauer — mit jenem Vertrauen und jener Leichtigkeit, mit welcher er gewohnt war, Hindernisse aus dem Wege zu räumen — „Das thut nichts, vertrauen Sie nur auf Gott; Sie können Geld zu leihen bekommen. Wir sollen nicht auf Geld unser Vertrauen setzen; ach, am jüngsten Tage ist das Geld doch nicht mehr als Blech!"

Kurze Zeit darnach bekam Klinkowström von einem Protestanten, dem Baron S., die nöthige Summe zu leihen, kaufte das Haus, richtete es zu einer Erziehungsanstalt ein und wirkte in derselben segensreich zwanzig Jahre lang. Hunderte von Zöglingen aus Familien des Adels und von bürgerlicher Herkunft gingen aus diesem Institute hervor, und die meisten erinnern sich noch dankbar an das Haus, aus dem sie ihre religiösen Grundsätze zum Segen und Gedeihen ihres ganzen Lebens mitgenommen. Als sich die pekuniäre Lage Klinkowström's besserte — nahm er auch Knaben armer Eltern unentgeltlich in sein Institut auf, um Gott dem Herrn durch Erfüllung des Liebesgebotes werkthätigen Dank darzubringen.

20.

Hoffbauer wird Beichtvater bei den Ursulinerinnen in Wien. Wienerzustände 1813. Die Studien. Die philosophische Fakultät, ihre Lehrer und Präsides. Weintritt. Wilde. Wikosch. Gruber. Anekdoten. Böhme.

Im Jahre 1813 wurde Hoffbauer Beichtvater der Ursulinerinnen und Direktor der Klosterkirche daselbst. Von dieser Zeit an datirt sich seine ausgebreitete Wirksamkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhle — und sein bedeutender Einfluß auf die Hebung des damals ziemlich herabgekommenen religiösen Lebens in Wien.

Hier ist es am Orte eine kleine Schilderung dieser religiösen und irreligiösen Zustände zu entwerfen; der Schreiber dieses hat sich hiebei an die Berichte glaubwürdiger noch lebender Zeitgenossen gehalten.

Unter der Bürgerklasse und im Volke gab es trotz der Bestrebungen der Aufklärer noch Religion und Glauben. Man sah die Bürger älteren Schlages in den Vorstädten — an Sonntagen das spanische Rohr in der Hand, mit ihren Frauen (die letzteren noch mit gestickten Goldhauben aus der guten alten und soliden Zeit) in die Kirche schreiten — voran

gingen züchtig in ihrem Sonntagsschmucke die Kinder. Auch die heiligen Sacramente wurden in der österlichen Zeit von den meisten, von vielen auch öfter im Jahre an Festtagen empfangen.

Die philosophische Facultät, welche jeder Studiosus, der in eine höhere Facultät, als in Theologie, Jus, Medizin, aufsteigen wollte — früher mit guten Zeugnissen passirt haben mußte, bestand aus eigenthümlichen Leuten, mitunter aus höchst sonderbaren Käuzen, von denen eine Fülle von charakteristischen Anekdoten bekannt waren, deren Mehrzahl freilich schon seit 40 Jahren in das Reich der Vergessenheit hinab gesunken sind.

Weintritt — der im Jahre 1848 als Probst von Nikolsburg starb — war Professor der Religionslehre in dieser Facultät, ein geachteter Mann, der aber auch Persönlichkeiten, die ihm Schaden bringen konnten, mit seinem Urtheil nicht verschonte, ein Umstand, der in der Folge auch Veranlassung zu seiner Entfernung vom Lehrstuhle gab. Die Professoren Wilde (Philosoph), Stein (der Philolog, der ein eigenes lateinisches Gedicht gegen das ihm furchtbar verhaßte Tabakrauchen schrieb), Wikosch, der Historiker, ein geborner Krainer, seines Phlegmas und seiner eigenthümlichen Aussprache wegen, lange Zeit ein Gegenstand des Gespräches; —

sämmtliche trugen ein gewisses originales Gepräge an sich, jeder besaß in seiner Art eine beachtenswerthe Ursprünglichkeit, die ihn von andern gewöhnlichen Menschenkindern in Rede und Handlungsweise scharf unterschied.

Die weltlichen Professoren ließen die Religion ganz bei Seite — und hielten sich von allen Beziehungen auf dieselbe fern; sie schienen mehr oder weniger stille friedliche Diener des seichten Rationalismus — wie er damals auch auf den Universitäten Deutschlands herrschte, gewesen zu sein — gerade feindlich gegen Kirche und Religion haben sie sich nicht geäußert. Diese Persönlichkeiten lebten mehrere Jahre stabil neben einander; es waren sonst ganz ruhige Leute, wie gesagt ohne Opposition gegen das positiv religiöse Element — denn eine solche Opposition wollte man von Staatswegen gerade auch nicht dulden. Als daher in der Folge ein gewisser Remboldt statt des zum Vicedirector der philosophischen Studien ernannten Wilde Professor der Philosophie geworden ist, konnte es diesem Remboldt leicht werden, durch oft hingeworfene Aeußerungen der Opposition — sich eine große Anzahl von Freunden und Anhängern unter der studirenden Jugend zu erwerben. Steht irgendwo die Jugend unter einem gewissen Zwange — so ist nichts

leichter — als sie durch Opposition zu gewinnen; — sie sieht und verehrt dann in jedem der Opposition macht — ein Genie und einen achtenswerthen Helden.

Remboldt — nicht besonders begabt — konnte auch nicht ein speculativer Kopf genannt werden, er war aber jedenfalls eine anziehendere Persönlichkeit als die übrigen Professoren. Lenau, der nachmalige Dichter und unglückliche Mensch, war einer der Lieblinge Remboldts.

Eine Anekdote, die den damaligen Zuständen sehr ähnlich sieht, und die auch zu jener Zeit ziemlich bekannt war, möge hier einen kleinen Raum finden.

Ein älterer Philosophie-Professor, der lateinisch docirte, trug beim Examen einem Studiosus auf, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. — Der Professor war ein großer Freund und Gönner des wörtlichen Auswendiglernens. Als nun der Schüler begann: „Postquam anima humana" fiel ihm der Professor in's Wort und sagte ganz phlegmatisch: „Mit „postquam" wird's nicht gehen, probiren Sie es einmal mit „quamquam."

Mit diesem letzteren Worte hatte nämlich der Professor in seinen Schriften den Paragraph De immortalitate begonnen — deßhalb konnte bei ihm die Unsterblich-

keit der Seele auch nur mit quamquam, aber ja nicht mit postquam bewiesen werden.

Wer in jener früheren, uns bei der gegenwärtigen Schrift zunächst berührenden Zeit besonders verderblich einwirkte, war gerade ein Geistlicher, Namens Gruber. Dieser wurde zuerst zum Vicedirector, dann zum Director der philosophischen Facultät ernannt.

Dieser Michael Gruber ist nicht zu verwechseln mit einem Mann gleichen Namens, der in der Folge Erzbischof von Salzburg wurde, nämlich mit Augustin Gruber; denn dieser war seiner ausgezeichneten Eigenschaften wegen allgemein geachtet und verehrt.

Michael Gruber fungirte längere Zeit als k. k. Gesandtschaftscaplan in London, kam hier als solcher in viele Verbindungen und Gesellschaften mit Männern der englisch-deistischen Schule und scheint von dort her den beißigen englischen rationalistischen Deismus — wie er im Anfang des Jahrhunderts daselbst florirte, als Reiseandenken mit nach Hause genommen zu haben. Dazu kam das ganze bärbeißige Wesen dieses Mannes; klein von Figur, höckerig, spitze geröthete Nase, dazu das gewisse scharfe und eckige Benehmen, alles machte ihn zu einer sehr markirten Erscheinung. Für seine etwas drollige — junge Leute zur Heiterkeit stimmende Erscheinung konnte er nichts — aber für die böse

Willensrichtung, der er sich hingab und in der er wirkte — ist auch von dem öffentlichen Urtheil über ihn um so mehr der Stab zu brechen, als er in Amt und Ansehen stand, denn er war — eben zur Belohnung für seine als Gesandtschaftscaplan und Vicedirector belobten Dienste zum Domherrn von St. Stephan in Wien ernannt worden.

Als Gruber Vicedirector war, fungirte als Director der Dombecan Böhme, an eigenthümlicher Gestaltung dem Gruber gleich.

Für derlei körperliche Zustände konnten nun, wie schon früher bemerkt, die Herren nichts, und ist ihnen hiefür keine Schuld beizumessen. Wir kommen aber zu einer anderen einschneidenden Begebenheit.

Der Religionsprofessor Weintritt fragte einmal beim Examen einen Studiosus in Gegenwart des mit seiner goldenen Kette als Canonicus dabeisitzenden Vicedirectors Gruber: „ob es einen Ort der ewigen Strafe gebe — und was für Gründe er dafür anführen könne.“

Gruber lächelte über diese Frage ausdrucksvoll höhnisch — man wußte von ihm, wie er es mit den Lehren der Kirche überhaupt halte. Weintritt — ein Mann, der, und ganz mit Recht — der Ansicht war — es sei seine Pflicht, den Beisitzer wenigstens für die Zukunft in den höhnischen Kundgebungen seines Unglau-

bens einzuschüchtern, nahm das goldene Brustkreuz Grubers in die Hand und sagte zu diesem, ernsten Tones halblaut: „Herr Canonicus, dieses Kreuz haben Sie wohl auch nicht verdient". —

Gruber lächelte für den Moment und gab keine Antwort auf diese Aeußerung, aber — er vergaß sie nicht.

In der Folge wurde Weintritt — der übrigens ein Mann von Geist und ein katholischer Priester war — nichtiger Vorwände halber, von seiner Professur amovirt und mußte die Pfarre im Städtchen Rötz annehmen, man meinte damals, der Burgpfarrer Frint habe an dieser Amovirung Schuld getragen — in der That aber war es eine Intrigue Gruber's, der den Angriff auf seinen Unglauben und das Hinweisen auf den Widerspruch des Ehrenzeichens seiner Pfründe, mit seinem Werth und seiner inneren Gesinnung — nicht zu verwinden vermochte.

Als nach Gruber's Ableben dessen Bibliothek verlicitirt wurde, erregte eine bedeutende Anzahl von Kochbüchern in derselben bei den Anwesenden große Heiterkeit. Es muß aber hier wieder beigefügt werden — wie es öfter geschieht, daß Jemand bei Licitationen ganze Bündel Bücher der verschiedensten Richtung zusammenkauft, die dann liegen bleiben, und aus deren Dasein

in einer Bibliothek man auf die Richtung der Lektüre des Besitzers nicht gerade mit Sicherheit rechnen kann.

Dombecan Böhme brachte sein Beisitzen bei den Prüfungen in der Stelle eines Directors größtentheils mit Schlafen zu, und redete auch nie ein Wörtchen darein. Er war eben eine von jenen Persönlichkeiten, die man in ruhigen Zeiten bedarf — um mit ihnen Stellen auszufüllen; und zwar Stellen, über welche man — freilich der sehr verkehrten Ansicht ist — sie werden besser mit Schlafen als mit Wachen ausgefüllt, man denkt hierbei aber nicht daran, daß auf jedes Schlafen ein Erwachen folgt.

21.

Wirkung auf die Erziehung der Jugend. Würde und Werth.

Wie nun diese beiden Männer nichts beitrugen, um dem specifisch christlichen Element in der studierenden Jugend einen Aufschwung zu geben — ja wie ihr Dasein bei den Prüfungen eher das Gegentheil bewirkte, das soll aus Obigem entnommen werden. Eben diese kleinen Federzeichnungen von Persönlichkeiten — die vom besten Einfluß hätten sein können, wenn sie ihrer Stellung geistig gewachsen gewesen wären — dienen auch als eine Charakteristik der Zeit, und als eine Erklärung des ganzen Wesens und Gebahrens jener Generation, die unter ihren traurigen Auspicien herangewachsen ist.

Es war die folgenreichste Verirrung, welcher man sich damals bei Besetzung von wichtigen Stellen oft hinzugeben pflegte. Ein Mann zu einer derartigen Stellung, sollte vor allem als ein stiller, ruhiger Mann befunden werden — wenn bei ihm zu erwarten stand, er werde nichts brechen und nichts machen, so erwies man sich mit ihm über die Maßen zufrieden, und er besaß sicher die vollste Tauglichkeit zu seinem Amte, d. h. natürlich in den Augen derjenigen, die ihn hierzu auserwählten.

Daß der studierenden Jugend zunächst nur wissenschaftliche Tüchtigkeit und ein sittlicher Charakter imponiren, das vergaß man ganz und gar, oder besser, man wußte und begriff es nicht und konnte es daher auch nicht vergessen. Die goldene Kette allein wirkte durchaus nicht als eine achtunggebietende Macht — sie hätte ein Conductor der elektrisch geistigen Strömung ihrer Träger sein können: da aber von dieser Strömung keine Spur war — blieb sie ein kaltes, nutzloses Metall. — Die Kirche war also bei den Studirenden durch die genannten Beisitzer nichts weniger als vortheilhaft und im guten Sinne einflußreich vertreten; ein Umstand, der darnach im öffentlichen Leben durch die Sinnesrichtung tausender, die an der Wiener Universität in den verschiedenen Facultäten ihre Studien machten, und die eben alle früher durch die philosophische Facultät hindurch gehen mußten — also auf die sogenannte gebildete und gelehrte Welt nicht ohne bedenkliche und üble Folgen geblieben ist.

Will man eine Generation erkennen und recht beurtheilen lernen, so muß man auf ihre Jugendbildung zurückgehen und den mächtigen Einfluß der Schulen aus denen sie hervorgegangen ist, ins Auge fassen.

22.

Die theologische Facultät. Ruttenstock. Ackermann. Zängerle. Ziegler. Dolliner. Kühnl. Verschiedene Anekdoten. Prediger in Wien. Eine Predigt vor den Aliirten. Die Serviten. Sonstige Zustände. Erzbischof Hohenwart und Werner.

Besonders dürfte die theologische Facultät und ihre Lehrkräfte damaligen Kalenders um so größere Beachtung verdienen, als dieselbe nicht nur die Pflanzschule des Clerus der Wiener Diöcese war — sondern als da auch Studirende aus Ungarn, Pohlen, Siebenbürgen und anderen Theilen der Monarchie sich einfanden. Auch an die Ufer der Donau war der Wellenschlag der protestantischen Literatur und protestantischen Anschauung hereingedrungen.

In der Kirchengeschichte docirte z. B. Ruttenstock über ein Decennium: „daß es eine zweifelhafte Sache sei, ob Petrus in Rom gewesen."

Nun muß man bedenken, daß die Anwesenheit des heiligen Petrus in Rom einstimmige, unbezweifelte Ueberlieferung des gesammten christlichen Alterthums ist, daß die ersten Jahrhunderte einstimmiges Zeug-

niß ablegen, daß Petrus zu Rom die Kirche gegründet und dort den Märtyrertod erlitten habe.

Erst zur Zeit der Reformation wurde, aus Haß gegen das Papstthum, von Welenus, dem lutherischen Professor, der Zweifel aufgeworfen, ob Petrus wirklich in Rom gewesen sei.

Nun betrachteten (gegen die grundlosen Zweifel dieses protestantischen Professors und einiger Protestanten die ihm nachschrieben) selbst die bedeutendsten protestantischen Gelehrten, die Anwesenheit des heiligen Petrus zu Rom und sein Märtyrerthum daselbst, als eine ausgemachte Thatsache, so schon in früherer Zeit: Junius, Scaliger,' Casaubonus, Petit, Usser, Pearson, Cave und viele andere. Das alles hätte doch dem katholischen Professor damals schon bekannt sein können; somit ist erwiesen, daß er in einigen seiner kirchenhistorischen Anschauungen noch unter den Protestanten stand. Auch unter den größten protestantischen Gelehrten neuerer Zeit herrscht kein Zweifel über Petri Anwesenheit in Rom, so bei Berthold, Giseler, Neander, Olshausen u. a.

Freilich änderte Ruttenstock später seine irrthümlichen historischen Anschauungen und Lehren zum Bessern, es muß aber der angeführte Zug hier seinen Platz finden, weil er ein besonderes Charakteristicum der besprochenen Zeit abgibt.

Ruttenstock war geboren zu Wien 1776, fungirte als Professor von 1812 bis 1830 und starb als lateranensischer Abt von Klosterneuburg 1844. Seine 3 Bände Kirchengeschichte in lateinischer Sprache 1832—1834 in Wien herausgekommen, zeugen von schätzenswerthen Kenntnissen. Als Prälat seines Stiftes wirkte er ausgezeichnet; und die Chorherrn von Klosterneuburg hatten keine Ursache die Wahl zu bereuen. Er war jedenfalls ein Mann unbescholtenen Wandels und edlen Sinnes.

Den alten Bund lehrte Peter Fourerius Ackermann, ebenfalls ein Chorherr von Klosterneuburg. Ackermann war geboren zu Wien 1771, folgte 1807 dem Professor Jahn — und fungirte an dieser Stelle bis 1831, also 24 Jahre lang. Ackermann zeichnete sich nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit, sondern auch durch seine reine kirchliche Gesinnung aus, und war immer der beliebteste unter seinen Lehrerkollegen. Im Chorherrnstifte zu Klosterneuburg lebte überhaupt auch zur Zeit, wo es sonst ringsum trübe aussah, immer ein reger wissenschaftlicher Geist.

Den neuen Bund tradirte von 1812 bis 1824 — Roman Sebastian Zängerle (gestorben 1848 als Bischof von Sekau zu Graz).

So ausgezeichnet und heiligmäßig Zängerle als Bischof wirkte — so eifrig er mit Hintansetzung eigenen

Vortheils, sein Leben immer dem Gesetze Gottes unterordnete — so kann hier, um das Zeitbild der Facultät in Wahrheit darzustellen, doch seine exegetische Methode, die er in den ersten Jahren seiner Professur einhielt, nicht als richtig befunden werden.

Von seinen Studien (in Wiblingen bei Ulm, wo er ursprünglch Benedictiner war) her, hatte er sich die protestantische Methode der Exegese angewöhnt, er citirte auch häufig Protestanten bei Stellen, wo ein tieferes Studium der Väter ihm jene Citationen hätte als überflüssig erscheinen lassen. Uebrigens stand aber Zängerle in Eifer, Wandel und Gesinnung ausgezeichnet und geachtet da. In den letztern Jahren seiner Professur war er auch von der besagten Methode schon gründlich abgekommen.

Gregor Thomas Ziegler, war Nachfolger des Braig in der Dogmatik — ebenfalls früher Benedictiner in Wiblingen (er starb 1852 im Alter von 82 Jahren, als Bischof von Linz).

Ziegler galt als Professor für einen höchst originellen Mann. Er besaß große Gelehrsamkeit — dabei durch und durch kirchliche Gesinnung, erwies sich sehr vertraut mit den heiligen Vätern, und war überhaupt ein ganz tüchtiger Benedictiner von altem Schrot und Korn.

Die Hauptpunkte seines Vortrages pflegte er frei zu dictiren; er verwickelte sich aber hierbei in so viel ver-verschlungene Wege der Explication des dictirten Textes, daß er in einer Stunde eigentlich kaum 8 bis 10 Zeilen Text zu Stande brachte.

Wenn er ins Collegium kam, ließ er sich gewöhnlich wegen Fortführung des Fadens das Dictat der früheren Stunde von einem Hörer vorlesen. Da ereigneten sich nun mitunter allerhand heitere Scenen; Ziegler pflegte nämlich bisweilen zu beginnen: „Ergo ulterius — jetzt kam eine stille Pause, dann sagte er Komma — wieder eine Pause, dann punctum, und wieder eine Pause, und wieder Komma. — — Das ist so zu erklären:

Während ihm das Dictirte aus der vorigen Lehrstunde vorgelesen wurde, dachte er über das nach, was er nun zu sagen haben werde; war das Vorlesen zu Ende, so setzte er seine nun zu beginnende Fortsetzung wohl im Gedanken fort, die er dann mit den wirklich, aber auch nur allein, ausgesprochenen Unterscheidungszeichen unterbrach. Das pflegte er in seinem Eifer immer eine Zeitlang gar nicht zu merken, bis ihn die lautwerdende Heiterkeit seiner Zuhörer daran erinnerte, und er nun anfing, das innerlich Gedachte

auch nach außen kund zu geben, d. h. laut auszusprechen.

Als er früher in Linz am Lyceum Professor der Kirchengeschichte war, erlaubte sich ein Zuhörer, der von ihm aufgefordert wurde, das Dictat der früheren Collegienstunde vorzulesen, Folgendes: Mitten unter dem Lesen des wirklich von Ziegler Dictirten — fügte dieser Zuhörer eine Stelle, die eben auf dieses Factum bezüglich war — aus der scandalösen Kirchengeschichte des alten Josephiners Dannenmeier ein. Ziegler stutzte als er das hörte und fragte: Quid hoc? legas denuo! Der Studiosus muß nun schon unverschämt genug sein — das Project durchzuführen, er liest den Satz noch einmal mit lauter Stimme und so großem Ernst, als ob Ziegler diesen richtig dictirt hätte.

Nun fragte Ziegler: „Was ist das? hab' ich das wirklich gesagt?" Ja, hieß es von Seite der andern, die mit in das Vorhaben hineingezogen waren. Darauf Ziegler: „Nicht möglich, und wenn ich es auch gesagt habe, so ist es nicht wahr, das müssen Sie ausstreichen."

Das ist sicher ein Zug, der dem Professor zum Lobe gereicht und ihn als einen edlen Mann charakterisirt, es war gewiß viel besser, so zu handeln — als durch Einleitung einer Untersuchung die Begebenheit — die nun als harmlose Anekdote vorüberging — zu einem

Eclat mit unangenehmen Folgen für die Urheber derselben zu machen.

Ein kleinlicher Eiferer hätte diese Kundgebung jugendlichen Uebermuthes in allem Ernste genommen und mit allem Lärm officieller Procedur, lieber auf Relegation der halben Schule angetragen, um seine Autorität aufrecht zu erhalten — als daß er mit Leichtigkeit an dem in sich unwichtigen Scherz vorübergegangen wäre.

Der Professor Zängerle war ein höchst ehrenhafter Charakter — die Aufrichtigkeit und Redlichkeit selbst. Nur im Gespräch ließ er sich bisweilen im Eifer von seinem sanguinischen, leicht erregbaren Temperament fortreißen. Besaß nun irgend ein Feind, mit dem er zu thun hatte — die für die Erörterung einer Sache nöthige Ruhe, so kam Zängerle nicht selten in Verlegenheit.

Die Professoren der verschiedenen Facultäten besaßen im sogenannten neuen Universitätsgebäude (welches gegenwärtig der Akademie der Wissenschaften übergeben ist) ein eigenes Wartezimmer, in welchem sie vor und nach ihren Vorlesungen einige Minuten zubrachten. In diesem Wartezimmer gerieth nun Zängerle mit dem febronianischen Kirchenrechtsprofessor Dolliner über einen Canon in einen Streit; Zängerle hielt dem Dolliner vor, daß er diesen Canon nicht im Sinn der Kirche auslege. Dolliner war schlau genug, sich hinter die

Stadtmauern des damaligen Gesetzbuches zu flüchten, indem er sagte: „Mit meinem bürgerlichen Gesetzbuch schlage ich Sie todt, geben Sie mir ein anderes Gesetzbuch, so werde ich auch anders lehren.“ Das war nun eine Art Circulus.

Dolliner arbeitete bei der neuen Auflage des bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1811 selbst mit, und gerade seine Erinnerungen in Ehesachen wurden besonders dabei berücksichtigt. Da mußte nun Zängerle für diesmal schweigen — wenn er sich nicht einer neuen Denunciation als Ultramontaner aussetzen wollte. Unter den Studirenden wenigstens war es allgemeines Gerücht: Zängerle und Ziegler seien ihres Ultramontanismus wegen unter besondere Ueberwachung gesetzt.

Der Moralprofessor Fritz griff nicht entschieden ein, aber er war wenigstens von den Studenten sehr geliebt und genoß den Ruf eines seelenguten Mannes — der um keinen Preis Jemanden schaden wolle.

Pastoral trug der ehemalige Dompredicer Kühnl vor; Kühnl war ein Mann von Begabung, er suchte seinen Gegenstand angenehm und genießbar zu machen; seine Bildung war aber vorwiegend belletristisch, daher auch seine gedruckten Predigten auf der Sprachhöhe seiner Zeit stehen und vielen oratorischen Schwung, dagegen aber einen sehr magern dogmatischen Gehalt be-

sitzen. Diesem Manne war die Ehre vorbehalten, Gottes Wort einst in der Kirche der Vorstadt Mariahilf während des Congresses 1815 vor den drei Aliirten zu verkündigen, wobei sich Kühnl die Zufriedenheit der höchsten Herrschaften, besonders des Königs von Preußen erwarb — und für seine Rede mit einer oder mit ein Paar goldenen Dosen bedacht worden ist.

Eigentlich positiv katholische Prediger gab es nur noch in einigen Klöstern, so standen in gutem Ruf bei den Serviten in der Vorstadt Roßau die Patres: Candidus, Joannes, Bernardin und Maximus. Auch bei den Augustinern in der innern Stadt fanden sich einige gute Prediger. Sonst bildete zumeist floskelreiche Moral das stehende Thema. Die Kirche als Lehrautorität wurde wenig in Anspruch genommen, auf ihr Wort sich selten berufen.

Aus diesem Umstande darf aber nicht geschlossen werden, als ob die Geistlichen auch der rationalistischen Richtung angehangen hätten — das war durchaus nicht der Fall, aber der große Werth und die Gedankentiefe der Väter und der vielen Prediger früherer Zeit — lag als ein völlig unverstandenes, und daher auch unbrauchbares Material vor ihnen da — sie wußten mit dem Reichthum, von dem sie keine Ahnung besaßen, auch nichts anzufangen. Eben daran trug die Richtung der

Schule, die ganze theologische Bildung damaliger Zeit, die meiste Schuld.

Zudem lag es im Interesse der bureaukratischen Ueberwachung des Clerus — diesen zu isoliren, ihn nie zum Bewußtsein seiner Macht kommen zu lassen, und durch geeignete Künste, die auch vollkommen gelangen, gegenseitiges Mißtrauen zu säen, um so jede Coalition, jedes gemeinsame Vorgehen und Auftreten im vorhinein zu verhindern. Jedes Leben sollte unterdrückt, jede frische Regung niedergehalten werden. Die später hier angeführte Behandlung Hoffbauers wird diese Bemerkung mehr als hinlänglich rechtfertigen.

Der edle, hochbetagte Erzbischof Hohenwart beklagte oft bitter diese Zustände. Nachdem wir eine Zeitperiode in Miniaturen darstellen — erwähnen wir hier, wie der greise Erzbischof sehr oft im vertraulichen Gespräch mit Werner sich über dieselbe Sachlage geäußert. Hohenwart, Kenner und Freund der Literatur, bis in seine alten Tage hinauf, liebte Werner sehr — der letztere wohnte als Gast ein ganzes Jahr lang im fürsterzbischöflichen Palast zu Wien.

Oft sah man den Erzbischof mit Werner spazieren gehen; mitten unter den andern Leuten wandelten sie im Augarten oder saßen dort auf einer Bank im ge-

müthlichen Gespräch, das je nach dem Gegenstand, bald ernst, bald heiter sich gestaltete.

Dieß freundliche Verhältniß zwischen dem renommirten und beliebten Prediger aus dem Auslande und zwischen dem greisen Erzbischof machte unter dem Publicum eine sehr gute Sensation, und man erzählte sich mit einer gewissen Befriedigung, die sowohl dem Friedrich Werner, als dem Erzbischof Hohenwart zu Gute kam und zu Ehren gereichen sollte: „Heute ist wieder der Erzbischof mit dem Werner spazieren gegangen."

Oft äußerte sich Werner mit der größten Verehrung und Liebe über den Erzbischof — der in der That eine großartig angelegte, noble Natur war, und dem für alles Gute und Große weder Verständniß noch Anerkennung fehlte. Das schöne Gedicht, welches Werner beim Tode des Erzbischofs verfaßte — hat nichts Gemachtes an sich und ist sicherlich dem trauernden Dichter aus vollem Herzen herausgequollen. Auch in diesem Gedicht ist die Rede von den gemeinsamen Spaziergängen Werner's mit seinem tiefbetrauerten Oberhirten. Wir werden den Nachruf, der so wie die zwei Gesänge über Hoffbauer, zu den letzten poetischen Erzeugnissen Werner's gehört und wenig bekannt ist — am Schlusse dieses Büchleins bringen.

23.

Ein Bild von der damaligen Jugenderziehung in Wien. Ein renommirtes Erziehungs-Institut. Dramatische Schilderung desselben von Anton Passy.

Hier ist es gewiß auch am Platze, über die Erziehungsmethoden damaliger Zeit ein kleines Bild anzufertigen, oder ein fertiges aufzustellen. Wir wählen hier das letztere. Anton Passy — vielfach mit Hoffbauer in Berührung — und nach Hoffbauer's Tod auch bis an's Lebensende Mitglied der Congregation des allerheiligsten Erlösers — war in seiner Jugend eine Zeitlang Lehrer in einem der damals berühmtesten Erziehungsinstitute Wiens; dieß wurde von einem gewissen Krause geleitet. Als Grundton der Erziehung herrschte daselbst eine Verquickung von Pestalozzi'schen und Basedow'schen Phantasien mit Rousseau-Emil'schen wahnsinnigen Extravaganzen, das Gemisch dann abgedämpft mit dem langweiligen Rationalismus und der spießbürgerlichen Aufklärungsspielerei des hochmüthigen, eingebildeten Philisterthums.

Anton Passy schilderte nun aus Selbstanschauung den Ton, welcher in jenem und auch in anderen für Aufklärung bestrebsamen Instituten derselben Zeit (von

1810 bis 1820) herrschte — in seinem Werk („Traumleben, Traumwelt“, Leipzig, Volkmar 1842) auf eine geniale Weise und zwar in dramatischer Form unter dem Titel „Institutsgebet“. Zwölf Bilder.

Daß Passy diese Bilder dem Krause'schen Institut entnommen, erzählte er im Jahre 1846 dem Schreiber dieses selbst. Hier soll nun Eines dieser Bilder als prägnante Schilderung des besagten Erziehungszustandes seinen Platz finden.

„Die Kinder untereinander.

Das Erste. Jetzt will der Aufseher gar mit uns beten, und hat uns doch schon klar die Klarheit aufgeklärt, wie Gott eine spitzfindige Hypothese, und das sogenannte Evangelienbuch eine Mythe sei.

Das Andere. Hm! Hm! wenn wir zusammenhalten, können wir sie alle auseinander sprengen, daß sie sich gewiß nicht wieder in unsre Sachen mengen, s'ist ja zum Lachen wie die Erwachsenen dumm sind.

Das Dritte. Zechen und lachen mit dem frechen Hausdrachen, parliren hernach von der Moral; stundiren, vagiren und irrlichteliren um uns herum, weiß nit was sie haben wollen.

Ein Viertes. Der Aufseher hat Morgen-, der Spröchler Abendgebet eingeführt; kommt zum Gebet, sonst müßt ihr knieen. Der Aufseher betet vor.

Der Aufseher (kommt und betet). „Ollvader!" —
Lachen sie nicht dorten, Hugo
„Wir haben heut' des Guten viel genossen." —

Die kleinen Kinder. Das ist keine Lug, o heut' ist
er lang bei Bier mit Madam gesessen, es sah'n es
die Großen.

Aufseher. Still! nimmt das Schwätzen noch kein
End'? — „Das Reh,
Die Mücke predigt und der Elephant,
So wie die Käferlein, kaum sieht man sie" —

Die Großen. Was soll uns denn all' die Menagerie?
Ei kurz und gut — wir müssen zum Kaffeh.

Der Aufseher. Lang will ich's machen, ihr habt keinen Verstand: —
„Ollvader, — der die Thiere thut erhalten!" —
Er Rind, er Heid, wird er die Hände falten!

Ein Kind. Herr von Aufseher, die schimpfen dort
auf Sie,
Der Hannibal sagt, er sei kein Vieh.

Aufseher. Animal, dich zerklopfen,
Und den Mund dir stopfen
Werd' ich sicher hernach.
Welch ein Beten — ach — ach! —

Ein Knabe. Ich habe ihnen gewiß das Scarnitzel
nicht angehenkt.

Der Aufseher. Da wäre ich nicht gescheidt,
Wenn ich das litte.
Siehst Du, Sclav, so rüttl' ich dich. —

Der Knabe. Was? mich schlagen? nu, das will ich sagen dem Directeur, und meinen Eltern, welche die schmalen Bissen, daß sie's nur wissen, viel zu theuer bezahlen, die wir hier genießen müssen.

Der Aufseher. Still, daß wir fertig werden. —
„Ach Ollvader, vergib uns unſ're Schuld, wie wir vergeben." —
Wo geh'n sie hin, sie von der zweiten Classe?

Einer. Nach Algier.

Der Aufseher. Gott steh' mir bei! so eine Grimasse
Wie die dort schneiden hab' ich nie geseh'n.
Bleibt steh'n! —
Wo laufst du hin, du sonst so brave vierte Classe?

Die vierte Classe. Brauchen's nit zu wissen.

Der Aufseher. Ihr von der dritten, betet doch: —
„Ollvader!!"

Einer. Es hat mir Einer mein Kleid zerrissen.

Die Andern. Was, was? komm heraus, das muß die Directrin wissen, kommt, kommt! (Alle ab.)

Der Aufseher. Da steh' ich allein —
Soll ich auch abtreten?
Das heiß' ich 'ne Pein. —

Das langweilige Beten
War gerade vonnöthen,
Um mich ganz zu tödten.
Immerhin, leichter Sinn
Macht die Jugend,
Sie kennt keine Tugend;
Im Grunde kenn' ich selber keine,
Das macht aber nichts." — —

Eine treffendere Darstellung und Persiflage dessen, was man zu jener und mitunter auch noch zu unsrer Zeit Religion, Gebet und Anrufung des Allvaters nannte, ist uns noch nicht vorgekommen. Es zeigt das Bild so ganz den Geist, oder die Geistlosigkeit des stark gesuchten Eckhardtshausischen Gebetbüchels und der beliebten Natursentimentalität — nach welcher der unausbleibliche Elephant in Gesellschaft mit der unvermeidlichen Mücke, die auf dem Rüssel des erstern placirt ist, nie fehlen dürfen, und wo das Bild von der Erde, auf der wir wohnen, als „Tropfen am großen Welteneimer", wie dieser im siebenfachen Farbenspiel der Sonne baumelt, als eben so unentbehrliche und seelenstärkende Beigabe zur angestrebten religiösen Gefühlserregung immer aufgestellt worden ist.

Es war dieß doch ein vorwaltender Blödsinn im Bunde mit einer ungeheuerlichen Selbstüberschätzung;

die Infusorien, die in und mit dem „Tropfen am Welteneimer" hingen, wußten sich ein gehöriges Stück auf ihre Aufklärung einzubilden.

Es enthält Passy's Schilderung aber zugleich auch eine treffende anschauliche Kritik der meisten modernen Erziehungssysteme — nach welchen die Religion noch geringer als ein sogenannter „Gegenstand", wie Geographie oder Algebra behandelt wird, indem die Gleichgültigkeit sämmtlicher Lehrer gegen die Religion sich den Schülern in einer auffallenden Manifestation kund gibt. Was spielt der Katechet für eine jämmerliche Rolle in Schulen, in denen z. B. der Mathematicus, vor allem aber der Physicus und Chemicus keine Gelegenheit vorbeigehen lassen — mit ihren begrifflichen Wissenschaften auf den Thron zu steigen, und verächtlich auf die Erkenntniß göttlicher Wahrheit in der Kirche herabzuschauen. Da wird wohl auch der Schüler in der vom Jugenddrange gewaltig unterstützten Nachahmungssucht bald die Naturgesetze höher halten als die zehn Gebote Gottes — und jenen seiner von ihm vollkommen durchschauten Herren Lehrer — welche keine andere Religion kennen als die, welche der Elephant und die Mücke predigt — wenn diese Herren Lehrer nämlich, an ihn, den Schüler noch eine Anforderung

von Sittlichkeit stellen — ganz folgerichtiger Weise geradewegs unter die Nase lachen.

Wenn nun in den Schulen — jeder der Lehrer in der Weltanschauung seine eigenen Wege in Willkühr wandelt — wie soll sich da der Schüler nicht an den Lehrern bilden? Wer mag sich dann wundern, wenn auch jeder Schüler seine eigenen, ihm wohlgefälligen Wege geht!

Was unsere Generation ist — das ist sie durch die Schulen geworden, und was sie gethan hat, das ist auf die Schuld-Rechentafel der Schulen zu schreiben — hier sind die Stimmführer gebildet oder verbildet worden.

In der zunächst ans Bret der Wirksamkeit gelangenden Generation kommt zur Schule ein noch viel stärkeres Element — die Presse, und was diese mit ihrem Gift und Geifer zu Stande gebracht hat — das wird sich zeigen, wenn die Gelegenheit kommt und die Stunde der welthistorischen Prüfung ihren weithin dröhnenden ersten Schlag wird erschallen lassen.

21.

Hoffbauer wird Klosterbeichtvater. Werner's Urtheil über ihn. Hoffbauer als Prediger und Beichtvater. Sein Urtheil über Frauen. Seine Mahlzeiten. Verschiedene Anekdoten. Clemens Brentano Veith. Literaturkränzchen in Wien.

Wir kehren nun zur neuen Anstellung Hoffbauer's als Beichtvater im Ursulinerkloster und als Director der Kirche daselbst zurück.

Im Frühjahre 1813 wurde diese Stelle von Hoffbauer angetreten. Er bekam eine eigene Wohnung, die ungefähr 150 Schritte von der Kirche weg auf der Seilerstätte in einem kleinen, dem Kloster zugehörigen Hause sich befand.

Hoffbauer hatte nun als Klosterbeichtvater nicht wenig Mühen und Sorgen — dennoch erstreckte sich seine Thätigkeit in weiten Kreisen über's Kloster hinaus.

In der Ursulinerkirche predigte er nun alle Sonntage — bald war die Kirche vor der Predigt schon so gefüllt, daß viele Leute wieder fortgehen mußten, weil in der eben nicht großen Kirche kein Platz mehr war. Hoffbauer's Art zu predigen war eigenthümlich; er redete einfach — durchaus ohne oratorischen Prunk, und doch

wurden alle Zuhörer wundersam ergriffen — man fühlte, wie er vom innigsten Glauben durchdrungen war, und so zündete sein Feuer auch in den Herzen seiner Zuhörer. Oefter wiederholte er in seinen Predigten auch die Ermahnung: „Seid demüthig, meine Brüder, sonst kommt euch das Wort Gottes wie eine Fabel vor".

Werner's Urtheil über Hoffbauer's Predigten lautete: „Es sprach die Gnade aus ihm." Das einfachste Wort aus seinem Munde gesprochen, vermochte tief in's Herz einzudringen. So erzählte Werner nach Hoffbauer's Tode folgendes: „Ich begegnete einst einem Trupp junger Leute, die eben aus seiner Wohnung herausgingen, und aus deren Worten und Mienen eine heilige Begeisterung sprach. Da ich meinte, Hoffbauer müsse ihnen einen ganz außerordentlichen Vortrag gehalten haben, erkundigte ich mich nach dem Gegenstand seiner Rede, und was sie in dieser besonders gerührt und ergriffen habe, und sie gaben mir zur Antwort: Er sagte nichts als: „Seid brav". So erzählte Werner.

Seine Vorbereitung zur Predigt soll größtentheils nur in einem derselben vorhergegangenen Gebete bestanden haben.

Dem Schreiber dieses erzählte Jemand, der den P. Hoffbauer öfter predigen gehört hat, folgendes: „Was er predigte, weiß ich wohl nicht mehr, denn es ist schon

40 Jahre her; wie er aber so tief ergreifend sprach, daß die meisten Zuhörer bitterlich zu weinen anfingen, das ist mir noch ganz gut erinnerlich".

An hohen Festtagen verkündete er nach der Predigt von der Kanzel — nachdem er früher die Klosterfrauen, die sich in ihrem, mit Gittern verschlossenen Oratorium beim Hochaltar befanden, aufgefordert hatte, laut das Confiteor zu beten — den päpstlichen Ablaß.

Der Umstand verdient hier vorzüglich darum erwähnt zu werden — weil eine solche Ablaßverkündigung gegen die josephinischen Gesetze verstieß, diese Pflichterfüllung der Kirche gegenüber — und vermeintliche Rechtsverletzung eines Gesetzes — welches zu geben gar nicht in's Bereich der weltlichen Macht gehört — fiel bei der später angeführten Verfolgung Hoffbauer's, auch mit als ein kleines Gewicht in die Wagschale der Anklagen.

Viele, die anfangs nur aus Neugierde und Vorwitz in die Predigten Hoffbauer's gegangen waren — trugen den Grund zu ihrer Bekehrung schon aus dem ersten Vortrag mit nach Hause. Mitunter brachte Hoffbauer Anklänge auf die Kanzel, die man in Wien gar nicht mehr zu hören gewohnt war. Vor der Quatemberwoche pflegte er gewöhnlich dringend zu Buße und Gebet aufzufordern, er sagte den Leuten: „Bittet Gott jetzt vor allem um fromme und eifrige Bischöfe und

Priester, um gute Hirten für eure unsterblichen Seelen, denn wenn Gott ein Volk strafen will, so läßt er zu, daß es blinde Führer bekomme, und wenn zwei Blinde einander führen, so fallen beide in die Grube."

Einst wurde ihm durch eine Intrigue das Predigen eine Zeit lang untersagt. Das verbreitete sich bald, und als man nun vermuthete, die nächste Predigt werde die letzte sein — strömten so viele Leute in die Kirche, daß kein Platz mehr war. Er berührte die Angelegenheit aber mit keinem Worte, so schmerzlich ihn das offenbar durch Verläumdung und schmähliche Mittel damals herbeigeführte Verbot berührt haben mußte.

Werner machte noch mehr auf Hoffbauer aufmerksam. Viele, die durch Werner's Predigten bekehrt — zu diesem kamen und ihn baten, er möge von nun an ihr Seelenführer sein, schickte er zu dem P. Hoffbauer. Er nannte Hoffbauer auch nie anders als den Meister, sich nur den Schüler. Einst erwähnte Werner den P. Hoffbauer auch auf der Kanzel und sprach von ihm: „Dieß ist ein Mann, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin."

Ein neuer Impuls für Prediger und Seelsorger — aber auch ein neuer Impuls für das katholische Wien — wurde gegeben und ging aus von diesen beiden Männern, von Werner und Hoffbauer.

Der eine imponirend durch den Glanz seines Namens — zu jener Zeit als dramatischer Schriftsteller hoch auf dem Leuchter der deutschen Literatur stehend — machte durch seine Rückkehr zur katholischen Kirche allgemein Aufsehen.

Hoffbauer's Wirksamkeit, obwohl mit demselben Erfolg und für dieselbe heilige Sache, ging doch der Form nach von einem ganz andern charakteristischen Elemente aus.

Von Hoffbauer galt, was der berühmte Naturforscher Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert in seiner Selbstbiographie (Erlangen 1855) 2. Bd. S. 88 von einem Manne aus seiner Jugendzeit sagt — im vollsten Maße: „Er hat zwar keine Werke auf Papier, wohl aber durch Wort und That in Menschenherzen geschrieben, welche von ausdauernderem, bleibenderem Werthe sind, als unsere gedruckten Bücher. Bei diesem Manne waren die Erfahrungen des Lebens und die mannigfachen Erkenntnisse, welche er sich erworben hatte, zu einer Weisheit geworden, welche, obgleich sie hoch von oben her kommt, dennoch wie jener goldene Spruch (Sprüchwörter XI. 2) sagt: „nur bei den Demüthigen ist.“

Eine Menge von Beichtkindern aus den höheren Ständen drängten sich nun um Hoffbauer — ohne daß

er es suchte — das muß besonders erwähnt werden — denn sein Suchen stellte ja gerade die Gegenprobe glänzend dar, er gedachte nach des Herrn Worten immer vorerst der Armen und Niedrigen. Es war damals so weit gekommen, daß sich vornehme Leute ordentlich schämten, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen. Hiefür hat nun Hoffbauer durch seine Rede und sein Auftreten das Eis wieder gebrochen.

Wie sehr er auf den Clerus der Residenz einwirkte, ist bekannt — charakteristisch bleibt in dieser Beziehung ein Ausspruch des nachmaligen Bischofs von Gratz, Zängerle, dieser äußerte sich gegen Jemand: „Ich habe als Benediktiner mein Noviziat gemacht, bin Ordensmann und bei Jahren, möchte mich aber doch entschließen, noch einmal bei P. Hoffbauer ein Noviziat zu machen.“

Seine eigentlichen Freunde aber sind immer die Armen mehr als die Reichen gewesen, und die ersteren suchte er auch förmlich auf.

Als zu jener Zeit die armenische Congregation der Mechitharisten die Kirche und das ehemalige Kloster der Kapuziner in der Vorstadt Mariatrost erhielt — verstand unter diesen Mechitharisten, die zumeist aus Kleinasien und Konstantinopel kamen — keiner die deutsche Sprache hinlänglich, um deutsch Beicht hören zu können.

Da saß nun an gewissen Wochentagen auch zur Winterzeit P. Hoffbauer schon um 4 Uhr des Morgens in jener, eine halbe Stunde von seiner Wohnung fernen Vorstadtkirche und blieb dort bis $^1/_2$7 Uhr — wo ihn seine Verrichtungen wieder in die Ursulinerkirche riefen. In jener Vorstadtkirche diente er vorzüglich den Armen.

Oft geschah es, daß er in seinem Eifer schon zur Mechitharistenkirche vor 4 Uhr kam, ehe diese noch aufgeschlossen war — und er wartete dann geduldig auf den Portalstufen bis der Küster kam.

Um die Mittagszeit pflegten sich immer arme Jünglinge, meistens Studirende bei ihm einzufinden. Ihm wurde das Mittagsessen aus dem Kloster in einem Korbe geschickt. Auch erhielt er um diese Zeit öfter Speise von verschiedenen Seiten her — die guten Leute welche sie sendeten, wußten — daß Hoffbauer sie benöthige, nicht für sich — sondern für seine armen Hungernden. Er fing nun an auszutheilen, und genoß selbst etwas weniges und das nur im Stehen oder im Auf- und Niedergehen; er setzte sich niemals zum Speisen und betrachtete es so recht nur als eine nothwendige, dem Menschen zur Erhaltung seines Leibes aufgedrungene Mühsal. Wenn nun öfter aus seiner Umgebung der eine oder der andere bemerkte: Warum denn er gar so

wenig esse, so pflegte er scherzend zu erwiedern: „Was geht es denn Dich an, wenn ich schon satt bin.“

Am Abend waren in der bescheidenen Wohnung Hoffbauers öfters junge Leute der verschiedensten Art versammelt, Studirende aus allen Facultäten, Künstler und Soldaten, Beamte und Handwerksleute. Jeder nahm aus dem beredten Munde dieses Mannes eine gute Gabe für sein Leben mit nach Hause. So kam er mit Menschen nur in Berührung, um ihnen geistig zu helfen und ihnen Trost zu bringen. Mitten unter diesem ununterbrochenen Verkehr — wandelte ihn dann wieder wie eine Lust — das Verlangen nach dem Einsiedlerleben an; er hat dieß seinen Freunden gegenüber auch öfter ausgesprochen. Als man ihm dann die Frage stellte: ob er es denn auch aushalten möchte so vieles zu entbehren, an das man in der menschlichen Gesellschaft gewohnt wird, gab er zur Antwort: „Ich brauche am Ende nichts, als das Brevier und den Rosenkranz.“

In seinen Gesprächen knüpfte er immer an jene Erscheinungen an, die sich ihm gerade darboten. Einst waren im Sommer Abends junge Leute in seiner Wohnung — als eben ein furchtbares Gewitter losbrach — der erste Blitzstrahl erhellte lang und anhaltend das ganze schon dunkle Gemach. Er sagte darnach: „Seht Ihr meine Lieben — so licht und hell wird die Seele im Augen-

blick des Todes auf einmal das ganze zurückgelegte Leben schauen!" Abends ließ er in diesem Kreise seiner Schüler gewöhnlich etwas vorlesen und machte dann seine Bemerkungen dazu. Sein Verhältniß zu den jungen Leuten glich immer dem eines Vaters zu seinen Kindern. Viele von dieser seiner Umgebung sind Geistliche geworden — sie verdanken seinem Umgang die erste Anregung dazu. Er beredete aber keinen, weder zum geistlichen Stand überhaupt, noch zum Eintritt in seine Congregation.

Als er die Stelle als Klosterbeichtvater erhielt, gratulirte ihm hierzu ein Baron Wöber. Hoffbauer erwiderte: „Sie wünschen mir Glück und ich fürchte mich, ich wollte lieber die halbe österreichische Armee Beicht hören, als zehn laue Klosterfrauen." Das Kloster wurde durch ihn in einen wahren Flor gebracht. Da die Ursulinerinnen in Wien Schulen haben, in denen hunderte von Mädchen — dann auch künftige Erzieherinnen unterrichtet werden, konnte sich gerade hier Hoffbauers segensreiches Wirken in die weitesten Kreise ausdehnen.

Obwohl edle, wahrhaft fromme Seelen aus der Frauenwelt seine Beichtkinder waren — sprach er sich doch bisweilen im Allgemeinen mit einer gewissen heitern und nachsichtigen Bitterkeit — die mehr Mitleid

mit Schwächen hat und diese verzeiht — als sie eigentlich zum Vorwurf macht — über Frauen aus. Wenn Männer sich beklagten über Launen und Wunderlichkeiten, welche sie von Seiten ihrer Ehegenossinnen ertragen mußten, pflegte er nur — schnell über derlei Klagen hinausgehend zu sagen: „Sind halt Weiber."

Ueber wahrhaft fromme, gottergebene Frauen, konnte er aber auch mit aller Hochachtung sprechen.

Die Selbstverläugnung — im Nichtsuchen von Bequemlichkeit, äußerte sich bei ihm auf die mannigfachste Weise.

Die Beichtzimmer in den Frauenklöstern sind so, daß die Beichtende und der Beichtvater in zwei verschiedenen Zimmern sich befinden, welche durch eine Gitteröffnung verbunden sind — doch auch über das Gitter geht ein über ein Rahmen gespanntes dunkles Linnentuch, so daß man nicht durchsehen — sondern nur durchhören kann.

Da ereignete es sich nun, daß eine Laienschwester aus dem Vorzimmer zum Beichtzimmer, in dem sich Hoffbauer aufzuhalten pflegte, bevor die Beichten der Nonnen anfingen, ihn zu einer kranken Klosterfrau holen mußte: sie sah ihn hier auf der Erde sitzen. Hier mochte er nun schon so viele Jahre bei dieser Gelegenheit gesessen sein, seit er Beichtvater war. Man hatte nämlich

im Kloster nie daran gedacht, in dieses Zimmer, in dem er wöchentlich ein paar Mal warten mußte, bis die Klosterfrauen in ihr Beichtzimmer kamen — einen Stuhl hineinzustellen. Er hatte die ganze Zeit nie einen Sessel verlangt — und lieber mit dem Sitz auf dem Erdboden vorlieb genommen.

Das Verhältniß Hoffbauers zum Eigenthum, oder, wie er es mit dem irdischen Besitz gehalten, im Erwerbe oder im Bewahren oder im Verwenden desselben, das verdient eine besondere Berücksichtigung, weil es überhaupt bei jedem Menschen ein entscheidendes Merkmal in seinem Charakter ist.

Dieses Verhältniß war bei ihm bis an sein seliges Ende wahrhaft apostolisch. „Sorget nicht ängstlich um den morgigen Tag", das sprach jede seiner Handlungen aus, in Beziehung auf Schalten und Walten mit Geld und Habe. Er selbst wiederholte sich oft den Spruch: „Date et dabitur vobis" („Gebet und es wird euch gegeben werden"), er hat sich auch treulich daran gehalten, so wie der Spruch hinwiederum an ihm sich bewahrheitete. Eine Menge von Begebenheiten in dieser Richtung sind aus Hoffbauers Leben unter seinen Freunden und Schülern in Umlauf gekommen.

Als die Erlaubniß zum Bau eines neuen Redemtoristencollegiums in Aussicht stand, sprach ein junger

Mann und Schüler Hoffbauers klagend das Bedenken aus: „Woher denn zu einem solchen Baue das Geld zu nehmen sei?“ Hoffbauer erwiderte: „Ihr wollt nur Klöster und Kirchen bauen, und seid nicht im Stande Eure Leidenschaften zu bezähmen und zu bändigen. Habt nur Geduld, Gott wird uns Klöster genug geben. Ich bin arm und entblößt nach Warschau gekommen, hatte weder eine Wohnung noch Hoffnung auf Hilfe, und in Zeit von einem Jahre stand mir viel Geld zur Verfügung, ich konnte täglich viel Arme speisen und Almosen unter die Dürftigen austheilen.“ Wurden ihm betreffs dieses Baues öfter Bedenken vorgehalten, so wehrte er diese mit den einfachen und vertrauensvollen Worten ab: „Seid nicht so einfältig und kleinlich bekümmert, derjenige, welcher den Klosterbau will, hat Steine und Geld genug zum Bauen.“

Sein Vertrauen ist auch nie getäuscht — im Gegentheil immer mit dem großartigsten Erfolg belohnt worden.

In diesem Vertrauen übte er oft Wohlthaten aus — ohne selbst etwas zu besitzen — rein in der sichern Hoffnung auf die Vorsehung. So miethete er einmal für einen armen Studenten eine Wohnung. Es kam der Tag zum Zahlen, und Hoffbauer dachte eben nach: woher nun Geld nehmen? Da kam eine fromme Dame

und brachte ihm eine Summe Geldes für seine Armen, und es war ihm augenblicklich geholfen.

Einst sagte er: „Wenn nur zwei Brote in der Welt sind, und die Hungersnoth alles aufgezehrt hat, so wird ein frommer Priester eines davon bekommen.“

Seine Briefe geben von demselben Vertrauen auf Gottes Fürsorge das sprechendste Zeugniß. Er wünschte: es solle in Rom ein Profeßhaus und Noviziat seines Ordens errichtet werden; wegen der Unterhaltungskosten schrieb er, habe es keine Schwierigkeiten, er hoffe so viel Unterstützung zu bekommen, daß er vom Ueberfluß noch mittheilen könne.

Er liebte in jedem Menschen Gottes ebenbildliches Geschöpf — diese Liebe äußerte sich auch bei ihm durch die Gaben, welche er für Zeit und Ewigkeit spendete. Er gab eben so gern das zeitliche Brot für den Leib, als die Nahrung für den Geist zum ewigen Leben.

Einmal ging er mit einigen seiner jungen Freunde am Wienfluß spazieren. Es begegnete ihnen ein Mensch, in dessen Antlitz unheimliche Gedanken der Verzweiflung ausgeprägt waren. Hoffbauer entfernte sich sogleich von seiner Gesellschaft, ging dem Unglücklichen nach — der in der That mit Selbstmordgedanken umgegangen war — und rettete ihm durch leibliche und geistige Hilfe zeitliches und ewiges Leben.

Der geniale Clemens Brentano, der zu jener Zeit, als er sich noch in Wien aufhielt, noch sehr viel mit dramatischer Kunst sich beschäftigte und eine Anstellung in der Kanzlei des Hoftheaters suchte, kam nicht zu seinem Ziele. Es ging ihm schlecht, sehr schlecht — er hatte nichts mehr zu leben und war am Hungerleiden. Er lernte den P. Hoffbauer kennen. Dieser erbarmte sich seiner, bewegte für ihn ein wohlthätiges Herz und Hoffbauer händigte dem desperaten Dichter eine Rolle mit 100 Dukaten ein, knüpfte aber freundlich die Bitte daran: er solle Wien verlassen. —

Das sind nur einige der wenigen Fälle die bekannt wurden; wie vielen mag er im Stillen geholfen haben, daß Niemand davon etwas wußte als Gott und der Dürftige.

Es war seine erwiesene Uneigennützigkeit und Nächstenliebe, die ihm so sehr die Herzen gewann, daß viele ihn zu ihrem Almosengeber erwählten; in der sichern Ueberzeugung, daß ein doppelter Segen auf der Gabe ruhen wird, die durch die Hand dieses getreuen Gottesdieners gegangen ist.

Hier mögen zur Abwechselung noch ein paar kleine Begebenheiten folgen — die, wenn sie auch vom ethischen Leben keine Kunde bringen, doch in einem Miniaturbild — eines literarischen Kreises erwähnen, in welchem

außer andern auch Dr. J. E. Veith damals noch als Laie, practischer Arzt und Director der Wiener Thierarzneischule, Georg Passy und Clemens Brentano, dessen vorerst Erwähnung geschah, Theil genommen haben.

Es pflegten sich (zwischen 1815 und 1818) in einem anständigen Locale der Essiggasse, 20 bis 30 Schriftsteller allwöchentlich einmal zu einem Abendkränzchen zu versammeln. Dr. Veith war durch einige Wochen ausgeblieben. Als er wieder erschien, fragte man, warum er so lange nicht gekommen. Veith gab die Ursache an. Es war im flachen Lande eine verheerende Rinderseuche ausgebrochen, er wurde im Auftrag der Regierung gesendet, um Anordnungen zu treffen, daß dem Weiterumsichgreifen Einhalt geschehe. Brentano besaß nun die Art oder Unart, in der Gesellschaft immer das eine oder das andere Stichblatt sich zu suchen — wobei er in seinen Ausfällen mitunter auch schonungslos und verletzend war.

Kaum hatte er nun von Veith's abgehaltener Commission vernommen — als er vermeinte, das werde ihm (dem Brentano) eine gute Veranlassung zu manchem Witze geben. Er rief in dieser Absicht laut hin über die lange Tafel: „Sagen Sie mir Herr Doctor, wie wird denn eigentlich eine solche Rindercommission angefangen?“ Die ganze Gesellschaft wurde still und gab

Acht, was nun Veith sagen werde. Dieser blickte scharf auf Brentano hin, und erwiederte in seiner ruhigen Weise: „Vor allen andern schau ich mir den Ochsen genau an.“ —

Hierauf erfolgte, wie sich denken läßt, ein schallendes Gelächter, und Brentano, der sonst gern das große Wort führte, war für diesen Abend schweigsam geworden. Einige andere Wiener Literaten konnten es aber nicht überwinden, über das damals noch neue Veterinärinstitut einige schlechte Witze loszulassen.

Bei der nächsten Zusammenkunft war es an Dr. Veith, aus irgend einem deutschen Classiker Aphorismen vorzulesen; die Mitglieder der Gesellschaft sollten erkennen oder errathen, von wem und aus welchem Werke die gelesenen Stellen seien.

Veith las nun aus einem kleinen Büchlein verschiedene Sentenzen über Moral, oder über Weltanschauung wie sie zu jener Zeit üblich waren.

Da fingen nun die Herren zu rathen an. Der Eine sagte: Das ist Wielands Styl — der Zweite: es sei von Ziegler u. s. w.

Einer von denen, die bei der letzten Zusammenkunft die besagten Witze zu machen versuchten, hielt sich für einen besonders starken Kenner der deutschen Literatur. Nachdem er nun schon eine Masse Namen genannt und

Veith immer den Kopf schüttelte, wurde dieser Herr ungeduldig, riß dem Dr. Veith das Büchlein aus der Hand und gab es einem Nachbar, daß er den Titel lese. Dieser las: „Wahrnehmungen an Schafen um über ihr Befinden zu urtheilen, von Hieronymus Waldinger."

Die von Veith vorgelesenen Sentenzen waren von ihm improvisirt.

Das Büchlein über die Schafdiagnose mochte er zufällig bei sich gehabt und zu diesem Scherz benutzt haben. Seit dieser Zeit wurde auch das Thierarzenei-institut in Ruhe gelassen.

Auch die Art und Weise, wie sich die Leute unterhalten und wie sie ihre Abende zubringen, ist eine Signatur der Zeit — oder wenigstens ein Strich zum Bild derselben — und aus dieser Ursache haben wir diese Paar Striche hier mitgetheilt, obwohl der strenge Kritiker damit nicht zufrieden sein wird, auch selbst für den Fall, daß er daran einiges Behagen fände; denn Unzufriedenheit ist die specifische Aufgabe des kritischen Menschen.

25.

Werner's erstes Auftreten in Wien. Der Wiener Congreß. Ein Brief Werner's an den Primas Dalberg. P. Antonin Franzoni. Napoleon um Mitternacht in der Augustinerkirche.

Leben und Wirken Hoffbauers und Werners in Wien waren so innig verflochten, so oft sich berührend, die Beiden ergänzten sich so häufig gegenseitig, je nach der Verschiedenheit von Anlagen und Charakter in ihrem Einen Streben, daß wir es für nöthig halten, über Werners Aufenthalt in Wien manches in die Oeffentlichkeit zu bringen, was bisher nur unter seinen Freunden bekannt gewesen ist.

Hier folgen wir dem Berichte noch lebender Freunde Werner's, die mit Hoffbauer und Werner häufig in Berührung waren.

Werner kam im Herbste 1814 nach Wien, und schlug sein erstes Domicil im Servitenkloster (in der Vorstadt Roßau gelegen) auf. Zuerst predigte er in der Kirche bei St. Thekla, Vorstadt Wieden, dann bei St. Leopold in der Leopoldstadt. Von nun an wurde er sehr oft als Festprediger in und um Wien eingeladen.

Im Jahre 1815 versammelte sich in Wien bekanntlich der berühmte und folgenreiche Congreß. Es

gab damals einen derartigen Zusammenfluß von hochgestellten und reichen Leuten in der Kaiserstadt — wie dieses vor jener Zeit niemals der Fall gewesen ist. Die Folge davon war, daß sich ein unerhörter Luxus entwickelte. Eine Festivität folgte der andern nach. Die allgemeine Freude der Diplomaten und anderen europäischen Celebritäten, die sich hier zusammengefunden, war dießmal eine recht vom Herzen kommende — man konnte sich dem Fahren und Reiten, dem Tanzen und Jagen, dem Schauspiel und Lustspiel, der Oper und der Tragödie, und mitunter auch noch minder ästhetischen Bestrebungen — wieder nach vielen Aengsten sorglos überlassen, denn der unliebsame Störenfried saß ja in gutem Gewahrsam. Der Uebermuth der Sinnlichkeit schoß derartig in die Halme, daß ein Sittenprediger reichliche Ernte fand, d. h. um seinen Stoff nicht verlegen sein durfte.

Da trat nun Werner in Wien auf, geißelte das Laster, ohne irgend einen Stand zu schonen, und predigte wieder in katholischer Weise und brachte den Katechismus zu Ehren, den er nicht selten auf die Kanzel mitnahm und hier auf das kleine Büchlein, der großen Wahrheiten voll, hinzeigte.

Wenn nun Werner in der Augustiner-Hofkirche predigte, waren öfter die sämmtlichen gekrönten Häupter

seine Zuhörer — das geschah auch einst bei einer Predigt Werner's in der Franziskanerkirche — die Carossen rollten in Unzahl vor die Kirchenthüre auf dem Franziskanerplatze, die Leute drängten sich massenhaft hinzu — und die Polizeiwache reichte nicht mehr aus, um die Ordnung auf der Straße aufrecht zu erhalten; es mußte auch eine starke Abtheilung Kürassiere erscheinen.

Das ganze Auftreten Werner's war höchst originell und für Wien jedenfalls etwas ganz Ungewöhnliches. Die Statur groß, die Züge markirt, die Nase lang, die Augenbrauen auffallend schwarz, die Stimme etwas hohl, der Dialekt preußisch; den Ausdruck des Gesichtes hatte er ganz in seiner Gewalt. Ein zweiter Johannes in der Wüste, das Volk auffordernd zur Buße.

Es ist uns der Inhalt eines Briefes von Werner an den Primas Dalberg mitgetheilt worden, in welchem Schreiben Werner den Primas um Aufnahme in das Seminar zu Aschaffenburg von Rom aus ersuchte. Das Original dieses Briefes besaß der Bischof Ocskay von Kaschau. Bekanntlich ist Dalberg vielmehr weltlicher Fürst als Bischof gewesen. Werner stand früher als Protestant und Laie mit Dalberg auf ziemlich gutem Fuß — daher schrieb ihm Werner auch

nicht nur vertraulich, sondern auch pikant. In diesem in familiärem Ton gehaltenen Schreiben stand unter andern Folgendes:

„Eure Durchlaucht wissen, daß ich in Rom in den Schooß der heiligen katholischen Kirche bin aufgenommen worden. Sie werden fragen, was ich jetzt beginnen werde? Ich bin entschlossen Priester zu werden, weil ich glaube, daß ich die dazu nothwendigen Eigenschaften besitze. Besonders meine ich, daß ich ein gemachter Beichtvater sein würde, denn ich kenne die Welt und das menschliche Herz. Und dann? Dann will ich in ganz Deutschland von einer Stadt in die andere ziehen und zur Buße auffordern, und auch an Eurer Durchlaucht nicht vorbeigehen, oder ich werde mich bei einer kleinen Landgemeinde niederlassen, denn auch dieses würde mir zusagen. — —"

Werner brachte darnach ein halbes Jahr in Aschaffenburg zu und wurde dort zum Priester ordinirt. Die Bekanntschaft Hoffbauer's mit Werner rührte schon von Warschau her, freilich standen sich dort die beiden ganz anders gegenüber.

Nun predigte Werner auch oft auf Einladung Hoffbauer's in der Ursulinerkirche. Die Fastenpredigten hielt er gewöhnlich in der Augustinerkirche — im Kloster der Augustiner wohnte er auch. Der Kloster-

prior und Pfarrer bei St. Augustin, Namens P. Antonin Franzoni, schätzte Werner besonders hoch. P. Antonin war eine seiner Zeit in Wien sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit. Einige Züge aus seinem Leben mögen zugleich einige Striche zur Charakteristik der damaligen Zeit abgeben.

Franzoni, geboren in Wien, Sohn eines reichen Großhändlers, trat in seinem 16. Jahre schon in den Augustinerorden. Seinem Aussehen nach glich er einem ehrwürdigen Anachoreten — im Umgang war er, wenn auch ernst, doch liebenswürdig und weltgewandt. Die französische Sprache hatte er vollkommen in seiner Gewalt. Er war lange Zeit Beichtvater der Brüder des Kaisers Franz, der Erzherzoge Karl, Anton, Rainer, Ludwig und Rudolph. Auch andere hohe Herren schenkten ihm ihr Zutrauen und wählten ihn zu ihrem Gewissensrath, wie z. B. der Prinz Anton von Sachsen, welcher sich alljährlich längere Zeit in Wien aufhielt. Dann besuchte der Prinz den armen Augustiner auch täglich. Auch vom Erzherzoge Rainer wurde Antonin sehr häufig besucht. Antonin überlebte Werner um Ein Jahr, er starb — 75 Jahre alt — 1824.

Als Napoleon im Jahre 1809 nach der Schlacht bei Wagram sich im kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn

bei Wien aufhielt — ließ er sich einst bei den Augustinern anmelden; es hieß: der Kaiser wolle um Mitternacht die Kirche ansehen.

P. Antonin empfing Napoleon an der Kirchenthüre. Der Kaiser war sehr freundlich und sprach Verschiedenes. Unter andern fragte er, was die zwei Statuen beim Hochaltare bedeuten, und als Antonin antwortete: die eine stelle den heiligen Augustinus, die andere den heiligen Ambrosius vor — fragte Napoleon, auf den letztern bezüglich: „Wer war er denn?“ (Mochte sein, daß er den Namen nicht gut gehört, denn es ist, wie auch seine nachfolgende Antwort zeigte, nicht anzunehmen, daß Napoleon den h. Ambrosius nicht gekannt habe.) Antonin antwortete: „Bischof von Mailand.“ Darauf der Kaiser: „Ah dieser!“ Jedenfalls eine sehr bezeichnende Bemerkung. Es mochte ihm die Geschichte vor der Kirchenthüre in Mailand mit dem Kaiser Theodosius momentan durch den Sinn gefahren sein.

Dann lobte es Napoleon, daß Kirchenstühle für Jedermann da seien und man sich nicht erst einen Sitz zu bezahlen brauche.

In der Todtenkapelle besah er sich die Basreliefs auf dem Grabmonument des österreichischen Feldmarschalls Lascy († 1801) und bemerkte dabei zu einem ihn

begleitenden Marschall: „Sehen Sie (hier nannte Napoleon einige Orte, die dem P. Antonin entfielen), dort hatten wir die nämliche Stellung.“ Was mag Napoleon mit diesem Besuch in der Augustinerkirche gewollt haben? Man meint: er wollte — da ihm die Heirat mit der Erzherzogin Maria Louise vielleicht schon im Sinne lag — den Altar sehen, an welchem die ehelichen Einsegnungen der Mitglieder des kaiserlichen Hauses vorgenommen werden, auch für den Fall, wenn eine Heirat durch Procuration geschieht.

26.

Ein Prozeß mit dem Augustinerprior. Beendigung desselben durch den Erzherzog Rainer. P. Antonin's Rede nach Werner's Tode.

Während im Jahre 1818 Kaiser Franz eine Reise nach Italien unternahm, führte Erzherzog Rainer als Stellvertreter des Kaisers die Regierungsgeschäfte.

Zu dieser Zeit war (da die Prioren durch Wahl alle drei Jahre wechseln) im Augustinerkloster ein alter Mann Prior, Namens P. Mariophil. Das Kloster befand sich eben in einer pecuniär gedrückten Lage, und der P. Mariophil konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen — daß die Regierung das Eigenthum des Klosters in höchster Instanz zu verwalten habe.

Ohne lange nachzufragen, verkaufte er — zur Aufhilfe der leeren Kasse — alte Weine aus dem Klosterkeller, ohne die Regierung zu fragen und ohne eine Anzeige darüber zu erstatten.

Das in den Augen der damaligen Kirchen- und Staats-Bureaukraten gräuliche Verbrechen wurde durch Spione denuncirt — schauerliche Untersuchungen, als ob weiß Gott was für eine Frevelthat verübt worden wäre, begannen, eine Commission folgte der andern

nach — und am schlimmsten dabei benahmen sich — — gerade die geistlichen Herren von der Feder! Einer soll sogar bemerkt haben: „Wäre dieses Crimen vor 30 Jahren (1788) geschehen — Mariophil wäre an der Klosterpforte aufgehängt worden."

Dieser — durch die erbitterten Untersuchungen in seinen Folgen für P. Mariophil durchaus nicht lächerliche, sondern in der That grausame Prozeß sollte nun eben während der Abwesenheit des Kaisers seinen Abschluß erhalten — und zwar sehr bedeutend zum Nachtheil des armen P. Mariophil — der ja doch nur mit Wissen der Conventsmitglieder über ein rechtmäßiges Eigenthum des Klosters verfügt — also durchaus Niemand hintergangen und nichts Unrechtes gethan hatte.

Da kommt nun einst ein Lakai des Erzherzogs Rainer (der, wie gesagt, während dieser Zeit des Kaisers Alter ego war) zum Kirchendiener von St. Augustin und trägt diesem im Namen seines durchlauchtigen Herrn auf: er solle den Hofgang um die Mittagszeit offen lassen.

Die Hofburg ist nämlich an Kirche und Kloster der Augustiner angebaut — und steht durch Thüren in den Oratorien der Kirche mit dem Kloster in Verbindung. Von Seite des Klosters wurde der Ver-

bindungscorridor kurzweg „der Hofgang“ genannt — der während der Zeit des Gottesdienstes auch immer geöffnet war, und nur zu den Mittagsstunden und in der Nacht geschlossen wurde.

P. Antonin, welcher vermuthete, der Erzherzog werde ihn besuchen, blieb auf seinem Zimmer und ging nicht in das Refectorium zum Speisen. Richtig kam der hohe Herr — selbst einen Pack Acten unter dem Arme tragend, und sagte zum Pater Antonin: „Was soll ich denn nun mit dem P. Mariophil machen? Hier sind die Prozeßacten; man trägt auf nicht weniger an, als ihn dem Criminal zu überliefern.“ P. Antonin stellte nun dem edlen Erzherzog dar — wie Mariophil doch eigentlich nur mit einem Gegenstand zum Besten des Klosters geschaltet, der doch im Grunde des Klosters Eigenthum sei, und wie es grausam wäre, wenn er so arg leiden müßte, weil er ein hartes Formalitätsgesetz übertreten.

Der Erzherzog sprach nun: „Euer Hochwürden haben Recht, ich will der Sache ein Ende machen;“ und mit diesen Worten zerriß er das Resumé des Prozesses sammt dem Urtheil vor dem P. Antonin.

Auch dieser Zug verdient Beachtung — er ist eine herrliche Illustration zu den Verordnungen in publico ecclesiasticis und zeigt von der Großmuth

und im wahren Sinne von der Gerechtigkeitsliebe der Prinzen des kaiserlichen Hauses, die mit den Härten jener Gesetzgebung doch am Ende nicht einverstanden waren.

Die erbitterten Richter sollen, als ihr Urtheil nicht executirt wurde, und sie in Erfahrung gebracht, sämmtliche Aktenstücke seien in der Kanzlei des Erzherzogs Rainer verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen — durch ihre Wege selbst beim Kaiser Franz Klage darüber geführt haben. Der Kaiser ließ es bei der Verfügung seines Stellvertreters und der Prozeß blieb niedergeschlagen.

Wie schon früher bemerkt worden — war P. Antonin ein warmer Verehrer Werner's; so zwar, daß, als Werner im Jahre 1823 starb, Antonin, obwohl selbst schon krank und körperlich gebrochen, doch zur ersten Fastenpredigt die Kanzel bestieg, um bei dieser Gelegenheit seinem Freunde Werner Worte des Dankes und der Verehrung über's Grab nachzusenden. Er verglich ihn mit St. Paulus aus dem Stamme Benjamin, der früher ein reißender Wolf war, später aber ein ausgewähltes Rüstzeug Gottes geworden ist.

27.

Werner's Verhältniß zu Hoffbauer. Ein Besuch beim kranken Werner. Eine Scene zwischen Werner und Hoffbauer in der Sacristei. Werner und der Frater Bonaventura als Bücherträger.

Ueber Werner's kindliches Verhältniß zu seinem Beichtvater, dem P. Hoffbauer, seien folgende Züge aus dem Munde eines Augenzeugen berichtet.

Wir bringen hier die Erzählung, wie wir sie einmal aus dem Munde des Herrn Kral vernommen:

Im Jahre 1818 lag Werner im Augustinerkloster schwer krank darnieder, ich war eben bei Hoffbauer und der kleidete sich zum Ausgehen an und sagte zu mir: „Geh mit zum Werner."

Schon früher hatte ich den P. Hoffbauer öfter zu Werner begleitet. Werner hatte nun seine Krankheit eben überstanden und er war auf dem Wege der Genesung. Im ersten Zimmer standen viele Kisten mit Büchern vollgepfropft. Als Hoffbauer zu Werner's Bette trat und ihn fragte, wie es ihm gehe, küßte ihm Werner die Hand und zeigte sich überaus fröhlich. Es wurde dem Kranken eben eine Brühe gebracht. Hoffbauer, der gern mit Werner scherzte, sagte: „Nun will ich einmal sehen, ob Du essen

kannst.“ Werner faßte den Stiel des Löffels mit der ganzen Faust. Darauf sagte Hoffbauer: „Nun, nun, nimmt man denn den Löffel so? — Geh her, ich werde Dir’s zeigen!“ — Und wie in dieser unbedeutenden Sache — so folgte auch in den wichtigsten Angelegenheiten Werner dem P. Hoffbauer wie ein folgsames Kind seinem Vater.

Werner trug zumeist seine Predigt vor, nachdem er früher las und meditirte — zum Schreiben kam es selten. — Da geschah es ihm nun in der Kirche bei St. Ursula, daß er einen Verstoß gegen eine Kirchenlehre beging; — im mindesten Falle sich nicht klar genug aussprach, und möglicher Weise Anlaß zu Mißverständnissen gab.

Nun trug ihm Hoffbauer auf, sich in der nächsten Predigt zu corrigiren und zu widerrufen, was Werner auch am nächsten Sonntag mit großer Selbstverläugnung menschlicher Eitelkeit, die doch am Ende in Jedem steckt — gethan hat.

Einmal stand Werner, mit Chorrock und Stola bekleidet, in der Sacristei, das Predigtlied ging zu Ende und P. Hoffbauer trat in die Sacristei. — Werner ging nun an gewissen Tagen beichten; an diesem Tage hatte er Hoffbauer nicht zu Hause getroffen, und nun fiel ihm ein — noch vor der Pre-

digt durch seinen Beichtvater das Sacrament der Buße zu empfangen. Er ging auf Hoffbauer, als er ihn kommen sah, los — und sagte ihm still seinen Wunsch ins Ohr; darauf sagte Hoffbauer laut, daß ich es gut hören konnte: „Was, jetzt beichten? Du sollst schon lange auf der Kanzel stehen.“ Werner folgte zwar, aber diesmal mit schlecht verhehltem Unwillen über Hoffbauer's Derbheit. Vor sich hinbrummend, schritt er durch die Sacristei hinaus in die Kirche — was sehr komisch anzusehen war. Kaum hatte sich Werner entfernt — als Hoffbauer für sich hin sprach: „Er ist eine von den Posaunen Gottes, aber man kann seinen preußischen Stolz nicht oft genug demüthigen.“

Wenn Werner in der Augustinerkirche predigte, mußte ihm der Laienbruder Bonaventura oft ganze Stöße Bücher auf die Kanzel voraustragen. Mit diesen Büchern verhielt es sich so. Werner schrieb — wie schon bemerkt worden, seine Predigten selten, sondern pflegte sich in verschiedenen Büchern die Grundgedanken zu seinem Vortrag zusammenzulesen. Wenn ihm nun zuweilen momentan der Stoff auszugehen drohte, so durfte er nur die Bücher anschauen; sie dienten ihm also als eine Nachhilfe des Gedächtnisses. Einmal holte ihn der Frater Bonaventura zur Predigt

mit den Worten: „Herr Hofrath, der Segen hat schon angefangen.“ Darauf Werner: „Sind schon viele Leute in der Kirche?“ Der Frater: „Sehr viele, auch die — — habe ich gesehen“ (hier nannte der Frater eine Dame aus den höheren Gesellschaftskreisen, die ihrer bösen Zunge wegen Wernern bekannt war). Werner: „Was, die Hexe ist auch da? Kommen Sie in einer Viertelstunde wieder.“ — Als der Frater kam, legte ihm Werner ein Buch nach dem andern auf den Arm, wobei er die Bücher wiederholt ansah und zählte — das wiederholte er noch einmal auf dem Gange zur Kanzel. Der Frater wurde schon etwas unwillig und sagte lachend: „Herr Hofrath, ich habe Ihnen noch keines eingesteckt!“ Darauf sagte Werner: „Mein Bester, darum handelt es sich hier nicht.“ Und nun theilte er dem guten Träger seiner Gedächtnißsäulen das Geheimniß mit. — Dr. Pösl erzählt Folgendes: Werner hielt sich einst einige Zeit im Sommer an der steierischen Grenze auf. Damals gab es noch keine Eisenbahn, und die Reise von dort nach Wien dauerte Einen, auch anderthalb Tage. Werner geht nun nach seiner Ankunft zu Hoffbauer, es war ein Sonntag Vormittag. Hoffbauer heißt Wernern predigen. Werner sagte: wie könne er denn, da er ja nicht einmal ein Evangelienbuch zur Hand habe.

Das ist keine Ausrede, erwiederte der Andere. Darauf Werner: „Kein Mensch vermöchte mich dazu, als Du, dem ich willig gehorche." Hoffbauer sprach: „Laß nur die Verse gehen, laß Dich damit nicht auslachen, und predige ordentlich." Werner: „Dies hat mir noch kein Mensch gesagt, aber — ich will predigen in Gottes Namen."

28.

Hoffbauer und der Methodist Wolf. Hoffbauer an einem grünen Donnerstag in einer protestantischen Familie. Ein interessantes Mißverständniß, bezüglich der Censur. Werner auf dem Krankenlager. Fräulein und Klosterfrau. Der Engländer mit der Bibelgesellschaft und Fürst Metternich.

Es folgen hier Berichte theils über Werner, theils über Hoffbauer — wie uns dieselben von verschiedenen Seiten mitgetheilt wurden. Da jeder ein kleines Ereigniß für sich enthält, hat auch der bunte Wechsel in der Reihenfolge nichts auf sich.

Ein Schüler Hoffbauers erzählte Folgendes:

„Bei P. Hoffbauer habe ich auch den später sehr übel berüchtigten englischen Methodisten Wolf kennen gelernt. Wolf war früher Jude, ließ sich taufen — und wußte sich eine Zeit lang äußerlich so zu benehmen, daß ihm die Propaganda fidei in Rom die Ordines minores verlieh. Es kann aber auch sein, daß die hierauf bezüglichen Papiere nicht echt waren — denn bei Wolf's Charakter, der später zum Durchbruch kam — konnte dieser Fall sehr leicht und nicht mit Unrecht vermuthet werden. Wolf wünschte wiederholt, in die Congregation aufgenommen zu werden.

Zu diesem Behufe benahm sich Wolf außerordentlich fromm und mehr als demüthig, Hoffbauer traute ihm nicht, weil er ihn durchschaute, und behandelte ihn daher ziemlich barsch, so daß mir oft um den armen Burschen leid that. Als nun Wolf einmal in meiner Gegenwart, zu P. Hoffbauer gewendet, von den besonders frommen Gefühlen und Entschlüssen, die sein Herz bewegen, in einer auffallend süßlichen Weise sprach, sagte Hoffbauer zu ihm: „Wolf, Wolf, Du bist ein Spitzbube und kommst noch auf den Galgen."

Wolf lächelte und gab sich den Anschein, die Worte Hoffbauers, die ziemlich ernst gemeint waren, als einen gelungenen Spaß hinzunehmen.

Am Gründonnerstag besuchte er einst eine ihm bekannte Familie, in der zwei der Frauen protestantisch waren; man achtete dort Hoffbauer sehr. Eben kamen die Frau von K. und von P. nach Hause vom Empfang des Abendmahles, und beide äußerten sich, es sei dieser Tag für sie eher ein Tag der Trauer, als der Freude; man könne doch keinen rechten Glauben haben. Hoffbauer erwiederte einfach: „Ich habe es Ihnen ja schon öfter gesagt, daß das Ganze nichts taugt; ziehen Sie erst die schwarzen Strümpfe aus, und machen sie damit Ihren Scrupeln ein Ende."

„Aber die Beichte, aber die Beichte," erwiderten beide wie aus Einem Munde. — „Nun die Beichte," sagte Hoffbauer, „wird Ihnen den Kopf nicht kosten, das überlassen Sie mir, ich werde fragen und Sie antworten."

Von der darauffolgenden Woche an nahmen die beiden Damen Unterricht und in kurzer Zeit darauf traten sie förmlich in die katholische Kirche zurück. — Der Gemahl der Einen war schon katholisch, und der der Andern, der eben in Köln abwesend war, gestand seiner Frau nach seiner Rückkehr — daß er es auch längst gern geworden wäre, nur um seiner Frau willen, die er als eine strenge Protestantin bisher kannte, — sei er in seinem Schritte noch saumselig gewesen. Er folgte auch seiner Frau gleich nach seiner Rückkehr nach Wien.

Ein Geistlicher, der öfter zu Hoffbauer kam, erzählte uns Folgendes:

„Hoffbauer war gefühlvoll und mitleidend, ohne dabei sentimental zu werden. Ich befand mich im Wiener Seminar. Ich wurde zur Zeit der Priesterweihe kränklich; Hoffbauer lud mich am Tage der Ordination zum Speisen ein. Er legte mir vor — ging in seiner Weise dabei auf und ab, und aß — im echten Sinne des Wortes nur so im Vorbeigehen.

Dann richtete er mir im oberen Stockwerk sein Bett her und sagte mir, ich solle mich ein paar Stunden ausruhen — ich folgte ihm, er weckte mich dann auf und nahm mich mit sich spazieren. Das Alles wußte er so zu machen — wie eine Mutter, die um ihr Kind besorgt ist.

Kam Jemand zu ihm, dem er nicht traute, so merkte man ihm bald seine Verstimmtheit an, er sprach dann wenig, und fragte nur die jungen Leute, die um ihn waren, um Neuigkeiten und was die Zeitungen sagen — lauter Fragen, die sehr komisch klangen, wenn man Hoffbauer kannte, denn in der Regel kümmerte er sich keinen Deut um politische und Zeitungsnachrichten.

Eine Begebenheit aus Werner's Leben — die sehr zur Heiterkeit einladend ist, wird uns selbst von Augenzeugen verbürgt.

Als sich Werner einst einige Sommermonate über in Baden bei Wien aufhielt, begegnete ihm Folgendes: Längere Zeit schon hatte er auf Schriften gewartet, die bei der Wiener Censur eingereicht waren, um das Imprimatur zu erhalten. Da bringt ihm nun sein Diener während des Speisens, wobei sich eben ein paar Freunde aus Wien befanden, ein Paket mit der Aufschrift: „Darf nicht gedruckt werden." Wer-

ner meint nun im ersten Augenblick nichts anderes, als das seien seine ihm von der Censur zurückgesendeten Schriften, denen man engherzig genug das Imprimatur verweigert habe. Dieser Gedanke, der ihm plötzlich durch den Sinn fuhr, gewann durch die verhängnißvolle Devise noch festeren Halt. Werner wird sehr aufgeregt und murmelt pikirt: „Ach Herr je! darf nicht gedruckt werden," während er mit der Faust stark auf das Paket schlägt — so daß dunkle Quellen oben und unten, rechts und links aus der Emballage fahren. Das Räthsel löst sich so: Eine ebenfalls in Baden weilende Familie, bei welcher Werner in vorzüglicher Achtung stand, hatte ihm, da dieselbe wahrscheinlich vernommen, er bewirthe diesen Tag einige Gäste, in zarter Aufmerksamkeit durch ihren Bedienten eine frisch bereitete Wildpastete gesendet, und die Aufschrift galt als eine Darnachachtung für den Ueberbringer, daß dieser die Pastete um so sicherer im ganzen, unzerdrückten Zustande und nicht als Ruine dem Adressaten überreiche.

Ohne noch zu wissen, wer ihm dieß Geschenk beschert — war ihm doch nach diesem Schlag augenblicklich das Mißverständniß der Aufschrift von seiner Seite klar geworden. Er suchte sich nun insoweit zu corrigiren, daß er lächelnd sagte: „Ach, der Esel,

warum schrieb er denn nicht: „darf nicht gedrückt werden," warum denn: „darf nicht gedruckt werden?"

Als Werner im Augustinerkloster wohnte, geschah es nicht selten, daß er die ganze Nacht am Schreibpult zubrachte — bald lesend, bald in Gedanken vertieft, bald schlummernd. Die Oelzweige, eine katholische Zeitschrift, von 1819 bis 1823 in Wien herausgekommen, verdankt ihre Anregung zum Theile auch dem P. Hoffbauer und Werner. Hoffbauer pflegte zu sagen: „Die Deutschen lesen gern, und es ist ein Uebel, daß man ihnen nichts Rechtes zum lesen gibt."

Hier folgt noch eine kleine Begebenheit aus Werner's letztem Krankenlager 1823. Werner wußte schon, daß er seiner leiblichen Auflösung entgegengehe. Sein Lungenleiden war bereits in's letzte Stadium gekommen. Auch da zuckten noch öfter Blitze von Heiterkeit durch die bangen Stunden seiner Leiden. Einst waren mehrere Freunde, unter ihnen Med. Dr. Malfatti, dann P. Madlener, um Werner's Lager auf Besuch versammelt. Auch Dr. J. E. Veith (der uns dies erzählt) kam hinzu. Werner richtete sich lächelnd auf und sagte in seiner eigenthümlichen Mundart: „Wo das Aas ist, werden sich die Adler versammeln. Die Adler stehen schon um mich, und ein Aas werde ich auch bald werden."

Ein protestantisches Fräulein hatte öfter Unterredungen mit P. Hoffbauer — bezugs ihrer Conversion. Als sie nach und nach alle ihre Bedenken aus dem Wege geräumt fand, sagte sie zu Hoffbauer: „Nur zu Einem kann ich mich noch nicht entschließen, die Heiligen anzurufen." Hoffbauer erwiederte ihr: „Nun, wenn Sie die Heiligen nicht anrufen wollen, so lassen sie es bleiben, deswegen können Sie doch katholisch werden." Kurze Zeit darauf legte diese das Glaubensbekenntniß ab, und sie lebt noch als eine sehr fromme Klosterfrau, und hat auch ihre alte eingewurzelte Renitenz gegen die Verehrung der Heiligen — wie es Hoffbauer voraussah — gründlich verloren.

Protestanten fanden sich bei Hoffbauer durch seine Heiterkeit und Liebe angezogen, und das um so mehr, je überraschender ihnen jene Eigenschaften an diesem Manne waren, bei dem sie in vorgefaßter Meinung pietistisch-düsteres und zelotisches Wesen erwartet haben mochten.

Im Jahre 1816 oder 1817 wurde in Hoffbauer'schen Kreisen folgende Begebenheit besprochen: Es kam ein Engländer nach Wien, um hier mit Erlaubniß des Kaisers die Bibelgesellschaft einzuführen. Als der Engländer sah, daß er da nichts ausrichte, wendete er sich an den russischen Grafen

Nesselrode. Da kam nun in einer schönen Nacht eilig ein Courier an den Fürsten Metternich, der eigens aus dem Schlafe geweckt wurde — und die Depesche enthielt ein Ansuchen Nesselrode's, Metternich möge den Kaiser bereden, daß er die Bibelgesellschaft für Oesterreich autorisire. Metternich antwortete sogleich — negativ. Der Staatsmann wußte zu gut, daß die Bibelgesellschaft nur eine Courtine ist, hinter welcher andere Scenen und Vorgänge aufgespielt werden sollten.

Hoffbauer war, wie schon bemerkt worden, Abends gewöhnlich von einer Schaar junger Leute umgeben. Da besuchte ihn nun auch einige Male Werner — konnte aber mit ihm sich nicht unterhalten. Nun sagte einst Werner zu Hoffbauer, als dieser den ersteren besuchte: „Wann kann ich denn einmal zu Dir kommen, um mich mit Dir zu unterhalten? So oft ich komme, sind die jungen Bengel immer da!" — Hoffbauer erwiederte: „Diese jungen Bengel sind mir lieber als Du!"

29.

Hoffbauer am Krankenbette. Seine Vorbereitung. Komische Szene in einer Vorstadt. Hoffbauer und die Armen. Ein Wort Newtons.

Hoffbauer wurde oft an Kranken- und Sterbelager gerufen und zwar auch zu Personen, die in dumpfer Verzweiflung dahinlagen und weder von einem geistlichen Zuspruch, noch vom Empfang der heiligen Sacramente etwas hören wollten. Es liegen uns viele detaillirte Berichte von solchen Fällen vor — wir finden es nicht angemessen und nicht nothwendig, dieselben der Reihe nach hier anzuführen.

Wenn er auf dem Wege zu einem schwer Kranken war — über dessen geistiges Darniederliegen — über seine Scheu oder seinem Abscheu vor den Heilmitteln der Kirche ihm Meldung gethan war, als man ihn zu kommen bat — da betete er gewöhnlich auf dem ganzen Hinwege zum Kranken den Rosenkranz und das „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für ihn, den armen Sünder" — das that sicherlich immer seine Wirkung. Es ist der Umgebung Hoffbauer's auch nicht ein Fall bekannt geworden, daß sich Einer von denen, die er auf dem Todtenbette noch der Gnade Gottes zuzuwenden gerufen war, geweigert hätte, die Gnadenmittel der Kirche zu empfangen. Sein glühendes Gebet und sein wahrhafter inniger Seeleneifer wußte am Ende die Rinde um jedes Sünderherz zu schmelzen. Einmal

sagte er: „Ja, da geht es schon gar gut, wenn einer in der Vorstadt wohnt, da hab ich Zeit, den ganzen Rosenkranz zu beten, und ich wüßte nicht, daß ein Sünder sich nicht bekehrt hätte, wenn ich früher Zeit zu diesem Gebete gefunden."

Als eine Folie zum Ernst des Lebens, der im Ernst des Todes erst so recht klar wird, soll hier eine kleine Begebenheit Platz finden, die unter den vielen Berufungen zu Kranken auch das komische Element vertritt.

Einmal kam ein Knabe zu ihm und bat ihn, er möge nur geschwind zu einer kranken Frau in eine der entlegensten Vorstädte kommen. Hoffbauer machte sich geschwind auf, in der Meinung, eine Sterbende, mindestens schwer Kranke, bedürfe seines Beistandes. Nachdem er nun, obwohl diesen Tag schon ermüdet, an drei Viertelstunden gelaufen war, fand er ein altes Weib ganz gemüthlich beim Tisch sitzend, die ihm auf seine Frage, wie es ihr gehe und was sie wünsche, die naive Antwort gab: „Ich brauche 30 Kreuzer, und weil ich gehört habe, daß Sie den armen Leuten gerne helfen, hab ich Sie kommen lassen." Von sonstiger Krankheit oder von einem Wunsch nach geistlichem Zuspruch war keine Rede. — Uebrigens geschah es oft, daß Hoffbauer den Armen das Brot und andere Nahrungsmittel unter dem Mantel zutrug. Die Armen waren seine Freunde, das sagte er nicht in leeren

Worten, sondern er bezeugte es mit der ganzen That seines Lebens.

Die Armen, sagte er einst, besuchen die Kirche nicht aus langer Weile — sondern sie fangen darin schon mit dem Morgenroth ihr Gebet an.

Wie er die Armen an Geld immer in seinen Urtheilen schonend behandelte und ihnen zu helfen suchte — so fand er auch für herbe Urtheile über einen Gegenstand der Kunst oder des Handwerkes immer liebevoll eine Entschuldigung, er wußte also auch die Armen an Talent, deren Kunst zugleich ihr Broterwerb war, schonend zu behandeln. Es tadelte Jemand einmal kleine Bilder, die zum Austheilen bestimmt waren und deren Zeichnung in der That sich sehr stümperhaft präsentirte. Hoffbauer nahm den unglücklichen Kunstjünger sogleich in Schutz, indem er sprach: „Ah, nehmen Sie es ihm nicht übel, er hat es eben so gut gemacht, so gut er konnte."

Wenn irgend wer seinetwegen sich eine besondere Mühe nahm, so kam er in Verlegenheit und zeigte sein Leidwesen darüber. Einmal sagte ihm Jemand, daß er schon oft bei ihm gewesen sei, und immer gerade zu einer Zeit wo er nicht zu Hause war; Hoffbauer erwiderte: „Ich schäme mich, daß Sie meinetwegen so oft gekommen sind, aber der liebe Gott hat's gezählt."

Wir theilen immer die kleinen Züge und Sprüche Hoffbauer's so ein, daß sie als wie niedliche Säulenbündel mit Arabesken zwischen den für ihn folgenreicheren Zeiträumen seines Lebens stehen.

Die große Macht und Wirksamkeit der Predigten Hoffbauer's bezeichnet treffend jener Ausspruch des großen Newton, die man ein mathematisches oder auch geometrisches Urtheil über Prediger nennen kann. Es ist nur zu bemerken, daß Newton die Prediger in ihrem Wesen, im Kern ihrer Gesinnung und im Einklang des Lebens mit der Lehre — nicht aber die Lehre selbst messen will, denn die Wahrheit bleibt Wahrheit auch in einem sonst lügenhaften Munde, und die Sitte als Beobachtung des göttlichen Gebotes bleibt Sitte, wenn sie auch von einem Menschen ausgesprochen würde, der kein sittliches Leben führt.

Newton's besagtes Urtheil über Prediger lautet wie folgt: „Ich messe den Prediger nach dem Quadrat. Ich habe keinen Begriff von dem Umfange eines Tisches, wenn man mir bloß sagt, wie lang er sei, aber wenn ich auch weiß, wie breit er ist, so kann ich sein ganzes Maß angeben. So, wenn man mir sagt, was ein Mensch auf der Kanzel ist, so muß man mir auch sagen, was er unter der Kanzel ist, sonst weiß ich seine wahre Gestalt nicht."

———

30.

Die Congregation in der Bulgarei. Missionen daselbst.

Im Jahre 1815 kam Fortunatus Maria Ercolani, früher Priester aus der Congregation der Passionisten, dann ernannter Bischof von Nicopolis in der Bulgarei und Administrator der Wallachei, nach Wien, um hier die Bischofsweihe zu empfangen. Der Nuntius Severoli stellte dem neuen Bischof unter andern auch den P. Hoffbauer vor, der eben zu jener Zeit Priester seiner Congregation nach Amerika in die Mission senden wollte. Bischof Ercolani ersuchte nun, die beabsichtigte Mission lieber nach Osten in die Bulgarei zu senden — wo sie gewiß eben so nothwendig sei. P. Hoffbauer wählte zu dieser Mission vier junge Mitglieder der Congregation aus — den Priester Forthuber, den Professcleriker Ritter von Libotzky, den Novizen Hätscher (der in der Folge lange in Amerika wirkte), und den Laienbruder Widhalm. Nach mancherlei Mißgeschicken und Gefahren kamen diese an dem Orte ihrer Bestimmung an und verweilten zuerst in Ciopole, wo der Bischof residirte, später aber in Bukarest. Seelsorge und Missionen waren dort ihre Beschäftigung. In Bukarest gab

es bulgarische, italienische und französische Katholiken. Nebenbei mußten Missionsreisen nach Kimnik, Pitesty, Tergowest, Ployeßi und Campolongo gemacht werden. Die Bulgaren waren sehr religiöse Leute, sie freuten sich immer vom Herzen, wenn ein Missionspriester kam, und horchten und gehorchten mit Freuden Gottes Worten. Freilich war hier die Seelsorge ganz eigenthümlicher Art und verdient es wohl, in einem kleinen Bild gezeichnet zu werden.

Die Dörfer jenes Landstriches bestehen aus hölzernen Hütten — in denen Mensch und Vieh beisammen wohnt unter einem und demselben Dach und in demselben Gemach. Da wurden nun Abends die Beichten der Männer, Morgens die der Frauen gehört, darnach aus einer der besseren und größeren Hütten das Thier ins Freie getrieben, diese Hütte nach Möglichkeit gereinigt — ein Altar in derselben aufgeschlagen, das heilige Meßopfer verrichtet, während dem Meßopfer die Communion ausgetheilt und zum Schluß eine Christenlehre gehalten. Darnach wurden die Kranken der Gemeinde besucht — und sogar auch schwebende Händel unter den Einwohnern auf das Begehren derselben geschlichtet und friedlich beigelegt. Der Fürst der Wallachei erwies sich den Priestern der Congregation sehr günstig — doch war ihre Lage

ziemlich unangenehm — von den schismatischen Griechen mußten sie allerlei Widerliches erleiden und P. Hoffbauer beklagte sich auch, weil der Bischof die Mission nicht in der Weise durch seinen Einfluß unterstützt hat — daß sie ihr Wirken hätte getrost fortsetzen können.

Der dort schon ausbrechende Aufruhr in der Wallachei verhinderte den Aufbau eines eigenen Collegiums, und so mußten die Missionäre nach sechs Jahren, als das Haus in Wien gegründet wurde, von dort zurückberufen werden.

Von 1832 bis 1844 wurde der Versuch einer Mission in der Bulgarei von Seite des Redemtoristenordens in Wien erneuert. Doch die Priester erlagen großentheils den dort herrschenden Krankheiten und dem sehr verderblichen Klima; auch andere Mißgunst von Seiten her, von denen man eher auf Unterstützung hätte rechnen sollen — vereitelte aufs Neue den Versuch, diese Mission stabil zu machen.

Die erste Mission in Bulgarien erfüllte — wegen der vielen dort auftauchenden Hindernisse den P. Hoffbauer mit großer Betrübniß. Im Jahre 1818 sollte ihm hiefür ein Trost werden — indem der Staatsrath zu Freiburg in der Schweiz der Congregation das in einer rauhen und wüsten Gegend gelegene Klo-

stergebäude Valsainte übergab, welches früher von Karthäusern und darnach von Trappisten bewohnt war. Die bisher auf Pfarreien zur Aushilfe in der Seelsorge zerstreuten Ordensglieder fanden sich hier wieder zusammen — sie mußten aber bald dem gar zu rauhen Klima weichen und waren gezwungen, die Stadt Freiburg selbst zu beziehen.

31.

Hoffbauer vor das damalige Wiener Consistorium gefordert. Sein merkwürdiges Benehmen daselbst.

Nun sollte über den P. Hoffbauer nicht lange vor seinem Lebensende noch eine Verfolgung hereinbrechen, die aber im unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung gerade die Erfüllung seines letzten Strebens und Wünschens, die Einführung seiner Congregation in Wien — auf eine merkwürdige Weise zur Folge hatte.

Es gingen in Hoffbauer's bescheidener Wohnung viele Leute ein und aus — seine Predigten waren sehr besucht — es wurde viel sehr Vorzügliches und Ehrenhaftes von ihm gesprochen. Das erregte, wie es in der Welt Unsitte von jeher war und allüberall ist, unter gemeinen Seelen Mißgunst. Der alte Zimmermann, der ein besonders kirchenfeindliches Buch „Ueber die Einsamkeit" geschrieben hat — trifft in allgemeinen Welt- und menschlichen Zuständen oft sehr den Nagel auf den Kopf — so kann auch hier sein Spruch Anwendung finden: „Es gibt immer Menschen genug in deiner Vaterstadt, die dich kleiden, wenn du keine Kleider hast, die dich speisen, wenn du hungerst, die dir hel-

fen in jeder Noth, aber nur sehen sie es nicht gerne, daß Dir für einen Pfennig Ehre widerfährt." — War nun die Polizei durch die vielen Besuche bei Hoffbauer bedenklich geworden, so wurde diese Bedenklichkeit durch mißgünstige Stimmen noch gesteigert und kam am Ende zum Ausbruch einer Untersuchung, als P. Sabelli von Wien abreiste und aus seinen Reisepapieren ersichtlich war, daß er — und somit auch Hoffbauer einem „ausländischen", in Oesterreich dazumal nicht gestatteten religiösen Orden angehören und daher auch mit einem außerösterreichischen Ordensgeneral in Verbindung stehen möchten — ein Umstand, der in den Verordnungen in publico ecclesiasticis als verboten und straffällig bezeichnet wurde.

Zwei Inquisitionsscenen folgten sich nun. Zuerst wurde dem Wiener Consistorium aufgetragen: es sollen dem P. Hoffbauer eine Reihe von Fragen vorgelegt und er um die Beantwortung derselben angegangen werden.

Es läßt sich denken, daß bei jenen Domherren, die zum Theil mit Gruber, den wir früher erwähnten — ähnliche Gesinnungen hegten — P. Hoffbauer ganz besonders auf der schwarzen Tafel stand.

Der Erzbischof Graf Hohenwart liebte den P. Hoffbauer wohl persönlich, aber der sehr betagte Greis

konnte keinen Widerstand leisten und mußte das eingeleitete Verfahren seinen Gang gehen lassen, den zudem einige nicht sehr würdige Stimmführer im Consistorium noch etwas zu verbittern suchten. Ein kleiner Mensch wird dann erst noch kleiner, wenn er einem großen und edlen Charakter schaden oder ihn auf irgend eine Weise unterdrücken will; denn es gelingt dem Kleinen immer sehr schlecht, seine eigentliche Absicht zu verbergen. Kommt nun ein unwürdiges Drama dieser Gattung zu einer Gegenüberstellung des Verfolgers und des Verfolgten — und trägt der edle Verfolgte in seinem Antlitz das volle gute Gewissen und mit diesem den Einblick in die ihm gespielte Intrigue zur Schau — dann erfaßt den Verfolger ein vernichtendes Gefühl, vermöge welchem er lieber aus Scham in die Erde sich verkriechen möchte — es läßt sich dies Gefühl durch keinen erzwungenen Ausdruck von Kälte und Gleichgiltigkeit verbergen — alles Maskenspiel des Antlitzes wird zum dünnen Schleier, hinter dem sich die kleinliche Bosheit vergebens unkenntlich zu machen sucht.

P. Hoffbauer sollte in pleno erscheinen. Die Herren saßen um den Tisch. Hoffbauer mußte — ohne Rücksicht auf sein Priesterthum und ohne Rücksicht darauf, daß er ja durchaus keinerlei entehrendes Verbre-

chen, ja nicht einmal eine unkirchliche Handlung sich hatte zu Schulden kommen lassen — wie ein zum Verhör berufener Verbrecher vor seinen Richtern stehen. Kein Sitz wurde ihm geboten, auf seinen im mindesten Falle, wie dies allen Anwesenden einleuchtete und gewiß war, doch unbescholtenen geistlichen Wandel wurde gar keine Rücksicht genommen.

Das Verhör begann mit allen Formalitäten einer Polizeistube oder eines Gerichtshofes: „Wie heißen Sie? Wann geboren? Woher? Welche Religion?“

P. Hoffbauer, dem das Organ für bureaukratisches Verfahren gänzlich versagt gewesen zu sein schien, gab auf die letzte Frage mit Ruhe, aber auch mit dem vollen Ausdruck des Gefühles der unwürdigen Behandlung zur Antwort: „Es ist ja doch allgemein bekannt, daß ich ein katholischer Priester bin!“

Darauf mußte er sich nun eine Zurechtweisung gefallen lassen. Was geschah aber ferner? Wir erzählen es vorerst und wollen darnach eine Betrachtung daran knüpfen.

Als Hoffbauer aus dieser Rüge vollends ersah, welche gereizte Stimmung hier gegen ihn herrsche, sagte er gelassenen Tones: „Hier ist nicht gut sein — ich werde mich entfernen“ — verbeugte sich sehr anständig und ging ruhig bei der Thüre hinaus.

Die Stimmung, die nun unter den auf dem Platze Gebliebenen herrschte, ist offenbar je nach den verschiedenen Persönlichkeiten auch eine verschiedene gewesen.

Der greise Erzbischof selbst, eine edle, versöhnliche Natur, voll echter Johannesliebe, äußerte sich über diesen Vorgang: „Er hat Recht gehabt, daß er gegangen ist.“ Hier muß wiederholt zum Verständniß dieser Aeußerung gesagt werden: daß die hier beabsichtigte Procedur durchaus nicht vom Erzbischof ausging, sondern von Polizeiwegen anbefohlen war, der edle Erzbischof also damit von vorneherein nicht einverstanden sein konnte.

Einige der noch kirchlich gesinnten Domherren sahen sich gegenseitig an — und thaten das Vernünftigste und Natürlichste in diesem Fall, sie lachten, nicht über den Mann, der mit so treffender Rede voll der Würde von dannen ging, sondern über die komische Situation, in der sie sich befanden und die sie — nicht mit Unrecht — jenen dem Auftrag gefügigen Herren Collegen und ihrem bitteren Benehmen gegen Hoffbauer zuschreiben mußten.

Es zeigt diese — uns durch einen allgemein hochgeachteten Mann, der Hoffbauer sehr genau kannte — verbürgte Szene — von Hoffbauers Scharfsinn,

Geistesgegenwart und von der Gabe, der ihm angethanen Kränkung einerseits auf die würdevollste und schlagendste — anderseits wieder auf die, den dasitzenden Gegnern unverfänglichste Weise den vollsten und klarsten Ausdruck zu geben.

Es mußte Hoffbauer diesen Moment in der That ganz als den conträren Gegensatz der Verklärungsstunde auf Thabor fühlen, in der Petrus sprach: Hier ist es gut sein!

Wohl mochte in dem Manne, der hier vor seinen Richtern stand, das Paulusbewußtsein seiner Leiden und Bedrängnisse um Jesu Christi willen aufwachen, so daß sein Urtheil unwillkürlich jenen Maßstab handhabte, der am Ende auch dem demüthigsten Menschen nicht verloren geht, den Maßstab, der das, was er gethan und geduldet — an diejenigen anlegte, die über ihn zu Gerichte saßen, so daß die Frage: Was denn nun diese um Jesu Christi willen gethan und gelitten haben — in ihm eine augenblickliche Antwort fand. Er brennt nun nicht in Zorn auf, er wird nicht leidenschaftlich, er spricht kein Wort, in dem er von seinem Werthe Kunde gebe, ein Wort, was gerade Hochmüthige so gerne als Hochmuth auslegen — und doch legt er das ganze Verständniß seiner

Gedanken in den bezeichnenden Worten dar: „Hier ist nicht gut sein!“

Hier dürfte noch eine kleine Bemerkung an ihrem Platze stehen. Zwei Männer waren es, die damals den gewaltigsten Einfluß auf das kirchliche Leben ausübten, der Eine durch seinen leuchtenden, opferfreudigen thätigen Glauben, der Andere durch die Macht seines Talentes, durch seinen früher erlangten Ruf und seine geistreichen Predigten; und gerade diese beiden Männer wurden in der Diöcese von den oben bezeichneten Seiten her mit gehäßiger Geringschätzung behandelt; ja sie wurden, wie der vorgegangene Act bezeugt, mit genauer Noth geduldet; und diese Duldung hatten sie noch dem alten edlen Erzbischof zu verdanken; die Consistorialkanzlei, an deren Spitze ein nachmaliger Apostat und später preußischer Schulrath gestanden, würde sich der Beiden, wenn es in ihrer Macht gelegen wäre, sicher mit großem Vergnügen ganz entledigt haben.

32.

Hausuntersuchung und Fahndung auf Papiere bei P. Hoffbauer. Es findet sich Nichts. Günstige Wendung aus der schlechten Intention.

Unvermuthet und natürlich auch unverhofft erschien eines schönen Morgens in Hoffbauers Wohnung eine Untersuchungs-Commission aus weltlichen und auch einem geistlichen Inquirenten, der sich dazu zur Verfügung gestellt. Der Mensch hieß Braicg und war eine Art geistlicher Referent bei der niederösterreichischen Regierung. Man berief sich da auf allerhand alte Gesetze, die eine solche Untersuchung unter den obwaltenden Umständen nöthig machen sollten.

Nun wurde Hoffbauer nicht kürzer als vier volle Stunden von dieser löblichen Commission in die Arbeit genommen, alle Kästen wurden geöffnet, die Schreibpulte durchstöbert, in alle Schriften hineingeschaut, alle Briefe durchgesehen — — und das Resultat aller dieser gewaltigen Anstrengungen, die gewiß anderseitig viel besser auf ihrem Platz gewesen wären, war — — daß man rein gar Nichts fand, was diese Gewaltthat im mindesten hätte rechtfertigen können — die geistlichen und weltlichen Durchsucher zogen so klug ab, als sie gekommen waren.

Dies Resultat der Nachforschung erzählte nach der Hand der Leibarzt des Kaisers Franz, Baron Stifft, selber — der sich dem P. Hoffbauer sehr gewogen zeigte. — Nach der Durchsuchung wurde in Gegenwart aller dieser anwesenden Herren mit dem P. Hoffbauer ein förmliches Protokoll aufgenommen. Hoffbauer war über den ganzen Vorgang schmerzlich bewegt — — denn das konnte er sich an den Fingern herzählen — daß die Procedur gegen ihn weder aus dem Eifer für die Sicherheit des bedrohten Staatsgebäudes, noch aus irgend einer andern patriotischen Tugend hervorgegangen war. Nicht die Beleidigung und Gewaltthat, sondern zumeist die unverkennbare Verfolgungssucht und böse Absicht mußte ihn tief verletzen.

Nach Beendigung des Protokolles sagte der erste Commissär zu P. Hoffbauer: „Sie müssen ihrem Orden entsagen oder die österreichischen Staaten verlassen.“ Hoffbauer erwiederte: „Meinem Orden entsage ich nicht.“ — Weitere Zumuthung: „Sie können sich ja säcularisiren lassen.“ Antwort: „Das werde ich nie thun.“ — Erneuerte Drohung: „So müssen Sie also Oesterreich verlassen.“ Antwort: „Ich wähle dieses.“ Neugierige Frage: „Aber wohin werden Sie denn gehen?“

Antwort: „Nach Amerika, aber nur bitte ich den Winter über, meines Alters wegen, um Aufschub."

Zum Schluße mußte nun Hoffbauer einen förmlichen schriftlichen Revers ausstellen: „daß er Oesterreich verlassen wolle." Dies Actenstück mußte er nicht nur mit seiner Unterschrift — sondern auch mit seinem Siegel versehen.

Erst beim Schluß der gewaltsamen Procedur sollte Hoffbauers specifisches Element wieder zum Vorschein kommen — es war dies eine jener kurzen charakteristischen Hinweisungen auf Gott, Gericht und Ewigkeit, die er erschütternd auszusprechen wußte. Er fragte die Herren: ob noch etwas zu thun sei? Sie sagten: „Nichts mehr!" — Darauf er: „Eines ist doch noch übrig." — „Was denn," fragte der erste Commissär neugierig: Hoffbauer wies mit dem Finger nach oben und sprach: „Das jüngste Gericht."

Factisch ist — daß die beiden ersten Commissäre kurze Zeit darnach, vom Schlage gerührt, eines plötzlichen Todes starben.

Alle diese Verfahrungsweisen gegen ihn vermochten ihn aber nicht zum Haß gegen seine Feinde aufzuregen. Einer seiner Freunde erzählte Folgendes: „Ich kannte einen Geistlichen, der ihn allenthalben verfolgte,

und doch sah ich Hoffbauer alle Sonntage ohne Ausnahme in die Predigt desselben gehen und zuhören."

Kurz nach dem erwähnten dreistündigen Verhöre kam Jemand zu P. Hoffbauer und hörte ihn — im Zimmer auf und abgehend — sein Lieblingslied singen: „Nun o Himmel hör' mein Flehen." Zu Mittag darauf betete er mit den Studierenden, die er beim Speisen als seine Gäste tractirte, sagte ihnen aber nicht, was vorgegangen war. Als sie es nach der Hand erfuhren, erinnerten sie sich, ihn an diesem Tage blaß und in einer seltsamen Aufregung gefunden zu haben.

Die Erledigung der bei ihm abgehaltenen Untersuchung fiel ganz in jenem Geiste aus, in dem die Untersuchung selbst abgehalten wurde. Hoffbauer erhielt einen Regierungserlaß, in welchem ihm die Alternative gestellt wurde: er solle sofort seine Verbindung mit der Congregation aufgeben oder binnen einer festgesetzten Frist die österreichische Monarchie verlassen.

Nun dünkte es den Freunden Hoffbauers hoch an der Zeit, für ihn Schritte zu thun.

Baron Penkler begab sich zum Erzbischof Hohenwart — um diesem den Vorgang zu erzählen. Das war für den ehrwürdigen Kirchenfürsten so viel als eine Aufforderung, des Verfolgten sich anzunehmen.

Er ging selbst zum Kaiser Franz, der eben daran war, eine Reise nach Italien anzutreten, und stellte an den Monarchen die Bitte, es möge vorläufig das Urtheil über Hoffbauer wenigstens bis zur Rückkunft des Kaisers suspendirt bleiben. Der Erzbischof sagte bei dieser Gelegenheit: „Wenn P. Hoffbauer fortgeht, verliere ich meinen besten Priester." Der Erzbischof stand als ehemaliger Erzieher des Kaisers bei diesem in großem Ansehen und sein Ansuchen wurde daher sogleich bewilligt.

Kaiser Franz wurde darnach auch in Rom von Pius VII. auf P. Hoffbauer aufmerksam gemacht und dieser vom Papst als ein apostolischer Mann bezeichnet. Das erzählte Kaiser Franz selbst nach seiner Rückkunft dem Erzbischof Hohenwart und fügte bei: wie sehr es ihm wehe thue, daß Hoffbauer von Seite seiner Behörden so verkannt und übel behandelt worden sei — er, der Kaiser, wünsche ihm zum Beweise seines Wohlwollens eine Gnade zu erweisen.

Als dem P. Hoffbauer der Entschluß des Monarchen mitgetheilt wurde, sah er dieses Ereigniß als einen Wink Gottes an und dachte nichts weniger als an sich, d. h. an Erhöhung von Ehren oder Vermehrung von Besitz, was bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich erbeten wird — sondern er dachte an den

lange gehegten Wunsch, der Congregation, welcher er angehörte, eine angemessene Wirksamkeit in Oesterreich in Aussicht zu stellen.

Manche edle Männer gab es nun, die sich für die Sache des P. Hoffbauer besonders angelegentlich verwendeten. So der Chorherr von Klosterneuburg, Professor Fourerius Ackermann, dessen wir schon früher erwähnt, dann des Kaisers Beichtvater, der Hofkaplan Vincenz Darnaut. Durch diese beiden wurde Hoffbauer auch mit dem damaligen Burgpfarrer Jacob Frint bekannt, welcher sich höchst anerkennend über Hoffbauer aussprach, nachdem er denselben persönlich kennen gelernt.

Im Einvernehmen mit dem Burgpfarrer Frint und dem Hofkaplan Darnaut richtete nun Hoffbauer am 29. October 1819 ein Gesuch an den Kaiser, dem eine Abschrift der Ordens-Regeln, nach denen die Congregation des allerheiligsten Erlösers lebt — beigelegt war.

33.

Verschiedene Begebenheiten aus Hoffbauers Leben, wie sie seine Freunde gesammelt haben.

Ehe wir Hoffbauers Geschichte zum Abschluß bringen, soll hier noch eine Reihe von Urtheilen über ihn, wie auch einige kleine Ereignisse aus seinem Leben — die zur Charakteristik des seltenen Mannes dienen, ihren geeigneten Platz finden. Hoffbauer war zunächst ein Mann des innigsten, in der Lebensthat der christlichen Charitas lebendig gewordenen Glaubens. Einmal sagte er, auf ein Marienbild deutend: „Ich glaube eher, daß eine heiligste Dreifaltigkeit im Himmel, als daß dieses Bild an der Wand ist." Ein anderes Mal sprach er: „Wenn ich sehen könnte, so wollte ich nicht sehen, um nur glauben zu können." Ferner: „Ich bin ein Sünder voll Armseligkeit und habe gar nichts Gutes, aber Eines habe ich von Gott, die Gabe des heiligen Glaubens, und eines solchen Glaubens, daß ich mit keinem Menschen tauschen möchte."

Die katholische Kirche war ihm die Quelle alles Heiles und alles Segens. Er wußte aber wohl zwischen der Kirche und ihrer unfehlbaren Lehrautorität

und zwischen den fehlbaren Menschen zu unterscheiden. Er ärgerte sich auch nicht, wenn er von Uebeln hörte, die in der Kirche von ihren eigenen Söhnen gegen sie ausgingen. Einmal sagte er: „Wenn der Papst selbst böse ist, so bleibt doch die katholische Kirche unfehlbar und wir müssen ihr glauben. Eine geringe Dienstmagd kann selig werden und Gelehrte können zu Grunde gehen.“ Er war Feind jeder Lüge und wollte auch keine Scherz- und Nothlügen leiden.

Jede betrübte Lage der Kirche ging ihm zu Herzen. Als er von den zu seiner Zeit wider den heiligen Vater verhängten Verfolgungen vernahm, folgte sein Mitleid dem Stellvertreter Christi auf allen Wegen seiner traurigen Pilgerschaft. Als er die Kirche in Mariazell einmal mit Gläubigen gefüllt sah, fing er vor Freude zu weinen an.

Abends pflegte er zu sagen: Jetzt geht in Amerika die Messe heraus und wird dort Gott verherrlicht und gepriesen.“

Auch unschuldiger Heiterkeit und unverfänglichem Scherz war er durchaus nicht abgeneigt. Nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit kam ein Freund zu ihm, um ihm Glück zu wünschen zur wiedergewonnenen Gesundheit; darauf entgegnete er mit Lächeln: „Ihr seid mir saubere Freunde, vergönnt Einem

nicht einmal den Himmel. Doch wäre ich diesmal gerne gestorben, aber weil es Gott anders gemacht hat, wird's schon recht sein."

Daß dieser Mann nicht eigennützig war, versteht sich wohl von selbst. Einmal wollte ihm eine Frau aus Dankbarkeit ein brillantenes Kreuz schenken. Er nahm es aber trotz wiederholter Bitten nicht an und bedeutete der Frau, sie möge es nur für ihr Hauswesen verwenden. Als sie durchaus nicht nachgab, nahm er es nur unter der Bedingung, daß es als ein Opfer an das Herz-Jesubild der Ursulinerkirche aufgehängt werde.

Keine Mühe und Qual war ihm zu geringe, wenn er Jemanden etwas Gutes thun oder einen Gefallen erweisen konnte. Wie oft in seinem Leben hat er rohe Menschen durch seine Sanftmuth zu gewinnen gewußt und dieselben zu ihrem Frieden in der Zeit und zu ihrem ewigen Heil in den Lichtkreis des göttlichen Gesetzes hineingezogen.

Zum Speisen geladen sein — galt ihm als eine Qual. Er tadelte und lobte nie Speisen. Den Grafen Szecheny schätzte er überaus hoch — aber es war ihm eine Pein, allwöchentlich einmal bei seinem Tische sein zu müssen. Wie im Speisen, so hielt er es auch in allen Lebensbedürfnissen. Weichlichkeit blieb ihm

fremd. Selbst in Krankheiten war es ihm nie um Erleichterung zu thun. Erst in seinem 66. Lebensjahre fing er an, bisweilen ein wenig Wein zu trinken, früher begnügte er sich ganz allein mit Wasser. Seine Reisen machte er zumeist und auch am liebsten zu Fuß. Auch nahm er nie einen Regenschirm, mochte was immer für ein Wetter sein. Tausende sind durch seine Hände an Arme gegangen, während er selbst dabei immer arm geblieben ist.

Sein voller innerer Friede gab ihm in die Außenwelt und in die Menschenherzen einen klaren Blick, jenes Durchschauen, welches eine besondere Eigenschaft von Menschen ist, die einen gottgetreuen heiligen Wandel führen. Werner pflegte deßhalb von ihm zu sagen: „Der P. Hoffbauer sieht durch ein Brett."

Hier folgen einige Begebenheiten, wie sie P. Hoffbauer selbst erzählte. Er pflegte sie aber nur anzubringen, wenn sich gerade eine Gelegenheit dazu darbot — sie mußten irgend eine Situation oder einen ausgesprochenen Satz erläutern und anschaulich machen helfen; so sagte er: „Ihr müßt nicht gleich Böses von den Verirrten urtheilen, denn das ist oft voreilig. Ich lernte in Warschau einen jungen Edelmann kennen, der mich einen Pfaffen schalt, mit Hohn und Spott Uebles von mir redete und mich aus Bosheit

am liebsten vergiftet hätte. Ich ließ seinen Sturm ruhig an mir vorüberbrausen. Er besann sich am Ende eines Bessern, einige Tage später kam er mit einer Rolle Ducaten zu mir, bat mich, sie anzunehmen und für ihn zu beten."

„In Warschau besuchte ich einen kranken Soldaten, der, obwohl von Leiden gepeinigt, dennoch mit Abscheu gegen alle Priester erfüllt war. Er rief mir mit bitterem Hohne zu: „Komm her Pfaff! ich reiß Dir die Augen aus dem Schädel." Ich kam ihm durch Sanftmuth bei, er bereute sein Benehmen, bekehrte sich und schenkte mir sein volles Vertrauen.

Aehnliches erzählte Hoffbauer bei verschiedenen Gelegenheiten. Wir lassen es hier in einer Reihe nacheinander folgen.

„Einmal kam auf einer Reise in Polen ein herabgekommener Jüngling vom Adel im Wagen neben mir zu sitzen. Er war an Leib und Seele verwahrlost und unrein, war seinem Aussehen nach mehr todt als lebendig und schmähte unverschämt über Religion und Clerus.

Kraft- und marklos wie er war, vermochte er, als wir an einer Station ankamen, nicht einmal selbst aus dem Wagen auszusteigen. Ich erbarmte mich seiner, nahm ihn auf die Schultern, trug ihn in

das Gastzimmer und suchte ihn zu laben und zu stärken. Als er sich erholt hatte, ging ihm sein früheres Benehmen zu Herzen und er rief beschämt und reuig aus: „Hochwürdiger, hätte ich früher einen Priester derart kennen gelernt, ich wäre nie auf diese Abwege der Sünde und Laster gerathen.“

Das Erscheinen P. Hoffbauer's, sein ganzes versöhnliches Wesen — einige Worte aus seinem Munde, waren oft im Stande, eine ganze Umkehr in einem Menschen hervorzubringen.

Ein verhärteter Sünder kam auf's Sterbelager. Er wollte nichts hören von einem Priester, von einem Empfang der heiligen Sacramente. Der Familie wurde um ihn bange. Endlich holte man den P. Hoffbauer, daß doch der etwas ausrichten möge. Man machte sich auf eine Scene gefaßt.

Hoffbauer kommt, tritt ein, es stehen Verwandte im Krankenzimmer, und Hoffbauer fragt einfach: „Wo ist denn derjenige, der nicht beichten will?“ Man weist ihn auf das Krankenlager hin. Hoffbauer spricht nun einige Worte der Liebe und des Trostes — und die trotzige Abkehr von Gott war gebrochen, der Mensch verlangte nun selbst zu beichten.

Wenn der berühmte (protestantische) Naturforscher, Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert, in seinen Schrif-

ten sehr oft Beispiele von Ferngesichten in Bezug auf Zeit und Raum anführt — so mag hier eine Begebenheit, die auf Hoffbauer bezüglich ist, wohl auch angeführt werden.

Ein glaubwürdiger Mann, Herr v. K., der früher Protestant war und durch Hoffbauer in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt wurde, erzählte aus seinem Leben folgendes Ereigniß, welches mit einem Eide zu bekräftigen er sich bereit erklärte.

„Als junger Mann habe ich einst an einer wüsten Abendgesellschaft Theil genommen. Es ging toll und voll zu, es wurde getrunken, gesungen und gelärmt, und zum Schluß auch noch eine liederliche Dirne herbeigerufen. Als nun die Thüre sich öffnete und diese eintrat, erblickte ich hinter ihr eine ehrwürdige Gestalt im Kirchenkleide, einen katholischen Priester mit Stola und Pluviale. Das sah ich alles so deutlich und genau, daß ich sogar die Ornamentik des Stoffes zu zeichnen und zu behalten vermochte. Mir war es nun nicht mehr möglich, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, ich stürzte hinaus und entfernte mich. Später zeichnete ich mir die ganze Erscheinung ab, nur die Gesichtszüge waren meinem Gedächtniß verloren gegangen. Ich nahm darauf Kriegsdienste, machte Reisen, verheirathete mich und kam nach vielen Jahren

nach Wien. Friedrich von Schlegel wünschte mich mit dem P. Hoffbauer bekannt zu machen und führte mich zu diesem Ende in die italienische Kirche. P. Hoffbauer hatte den Abendsegen mit dem hochwürdigsten Gute gehalten und war im Begriff, den Altar zu verlassen, als ich eben in die Kirche kam und in ihm jene Gestalt erkannte, die mich einst so glücklich gemahnt, den Ort des Frevels zu verlassen. Es war genau dasselbe Pluviale und dieselbe Stola und dieselben Gesichtszüge, an die ich mich jetzt augenblicklich zu erinnern vermochte."

34.

Verschiedenes aus dem Leben Hoffbauers, nach der Erzählung eines seiner noch lebenden Freunde und des Herrn Johann Passy.

Vor Allem mußte Hoffbauers Unermüdlichkeit bewundert werden. Man mochte kommen, wann man wollte: er war nie verdrossen und immer bereit, zu dienen. Einmal mußte er sich zur Ader lassen. Es war die Stunde darauf die Zeit, in welcher gewöhnlich Leute zu seinem Beichtstuhle kamen. Mit dem frisch angelegten Verbande ging er in die Kirche, der Verband löste sich im Beichtstuhl — er fiel in Ohnmacht, zum Glück war ein Arzt in der Nähe, der ihm Hilfe brachte.

Noch auf seinem Sterbelager hörte er die Beichten von Männern, die zu ihm kamen und wies, obwohl entkräftet und leidend, keinen ab.

„Ein junger Baron helvetischer Confession, den ich gut kannte," so erzählt der noch lebende Dr. M., „war gefährlich erkrankt. Mir that es leid um den Menschen, daß er so hinsterben sollte, ohne Versöhnung mit Gott und ohne den kräftigen Trost der heiligen Sakramente."

„Die Mutter des Kranken sagte zu mir: „Der Arzt gibt meinem Sohn nur noch Einen Tag Lebensfrist, der Arme ahnt es nicht und ich getraue mich nicht, es ihm zu sagen."

„Ich erzählte die Sachlage dem P. Hoffbauer. Der erwiederte mir: „Der Kranke liebt Sie — bringen Sie ihm bei, wie es mit ihm steht, und sagen Sie ihm, daß ich ihn besuchen wolle." Ich ging fort und vollzog, was mir Hoffbauer aufgetragen. Ich wußte, daß der junge Mann den P. Hoffbauer hochschätzte und sagte es ihm, daß dieser ihn besuchen wolle. Der Kranke erwiederte: „Ich lasse ihm viel Dank für seine Güte sagen — aber wenn ich gesund sein werde, will ich ihn selbst besuchen." Ich erwiederte: „Ach, mein Lieber, Sie sind sehr schwer krank!" Darauf sprach er zu mir: „Gehen Sie gleich für mich beten."

„Ich ging nun in meinem Leide fort zum P. Hoffbauer und erzählte ihm, was geschehen; der nahm seinen Rosenkranz und sagte: „Gut, wir wollen beten, aber ich will auch hingehen zu ihm."

„Als wir eintraten, sagte ich zum Kranken: „Mein lieber Baron, der P. Hoffbauer kommt mit mir und will Sie besuchen." Der Kranke richtete sich auf und sprach zum P. Hoffbauer gewendet: „Ich danke Euer Hochwürden, aber Sie hätten sich nicht her bemühen

sollen, es ist zu viel Güte." Hoffbauer antwortete: „Ich liebe die Kranken, wie geht es Ihnen denn, mein lieber Baron?" Der Schwerkranke seufzte: „Ach, wie kann es denn einem elenden Menschen, wie ich bin, gehen?" — Als Hoffbauer dies Wort voll der Hilfsbedürftigkeit vernommen, sagte er zu den im Zimmer auf Besuch anwesenden Damen: „Ich möchte Sie bitten, mich mit dem Kranken ein wenig allein zu lassen."

Alles verließ das Zimmer. Nach ungefähr einer Viertelstunde kam P. Hoffbauer heraus und sagte zu mir: „Der Kranke ist bereits katholisch — gehen Sie hinein zu ihm und bereiten Sie ihn vor auf den Empfang der heiligen Communion, ich gehe fort, um das Sanctissimum zu holen."

Die Anwesenden staunten. Ich ging zum Kranken hinein und fand sein Antlitz völlig verklärt, ein großer Friede war über dasselbe ausgegossen, der Ausdruck des Schmerzes und der Angst aus demselben gewichen. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Der Kranke sah mich an mit einer ganz merkwürdigen Miene, als ob er mir Alles erzählen wollte, was in seinem Innern vorgegangen.

Kurze Zeit darauf erschien P. Hoffbauer und der Kranke empfing nun die heilige Communion mit den

sichtlichsten Zeichen der Andacht, so daß alle Anwesenden darüber erbaut wurden. Vier Stunden darnach starb er im Frieden."

„Acht Tage nach seinem Tode kam desselben Bruder, der eben auf Reisen abwesend war, nach Wien. Er hörte von seiner Mutter und seinen andern Verwandten, mit welcher Hingebung sein Bruder in den Tod gegangen und wie dies dem P. Hoffbauer zu danken sei, der ihm das katholische Glaubensbekenntniß abgenommen habe, um ihn mit den heiligen Sacramenten versehen zu können."

„Darauf kehrte auch dieser Bruder zur katholischen Kirche zurück; studirte Theologie und ließ sich zum Priester weihen."

„Ich habe nie gesehen, daß ein Armer wäre unbetheilt von ihm weggegangen, nur gegen Bettelkinder war er unerbittlich, weil er sich ein Gewissen daraus machte, mitzuhelfen, daß sie Taugenichtse werden."

„Er gönnte sich wenig Schlaf. Oft sah ich ihn, wie er die besten ihm zugesendeten Speisen an seine dürftigen Kostgänger vertheilte — während er selbst mit einigen harten Eiern, Salat und Brot sich begnügte."

„Einmal nahm er mich mit auf eine Wallfahrt nach Maria-Zell. Wie oft sang er da unterweges an Waldes-

säumen und in Felsenwegen heilige Lieder mit klarer fröhlicher Stimme. Es waren zumeist Gesänge aus älterer Zeit mit jener Innigkeit und ergreifenden Melodie, wie sie im Text und im Lied glaubensfreudigen Zeiten eigen gewesen sind. Sein Lieblingslied auf diesem Pilgerwege begann mit folgender Strophe:

O du Jungfrau der Jungfrauen,
Mutter der Barmherzigkeit,
Woll' in Gnaden mich anschauen,
Steh mir bei im letzten Streit.
Woll' den Feind alsdann verjagen,
Der so kühn sich findet ein,
An dein Pflegkind sich zu wagen,
Daß es soll't verloren sein."

So weit die Erzählung Dr. Madleners.

Hier mag noch eine kleine Begebenheit folgen, wie sie uns der noch in Wien lebende Director des Handlungs-Institutes, Johann Nep. Passy, erzählte:

Einer meiner Brüder, Namens Joseph, wurde von unserem Vater für den Handelsstand bestimmt. Dem lebhaften Jüngling dünkte die Beschäftigung zu trocken. Er hatte viel gelesen, besonders Belletristik zog ihn an — es erwachte der Hang zum Theater. Er ging nach Prag und wurde Schauspieler. Als unser Vater von diesem Schritte vernahm, sandte er mich nach Prag, um den Bruder von seinem Vorhaben abzubringen. Ich kam Abends an, ging in's Theater

und sah den Bruder auf der Bühne. Er war schwach an Stimme, ich stellte ihm vor, daß er wegen Mangel an körperlicher Kraft bei der Bühne nicht reussiren werde , er hörte mich an, verließ das Theater und folgte mir nach Wien ins väterliche Haus. — Nun erhielt er eine Anstellung im k. k. Bücherrevisionsamte. Nach einiger Zeit fing er zu kränkeln an. Durch Lectüre und sein Theaterleben war er ganz um den Glauben gekommen, oft mißmuthig und sehr melancholisch. Ich nahm ihn einmal mit zu P. Hoffbauer, den ich schon kannte. Hoffbauer lud ihn ein, wieder zu kommen und sagte ihm nach längerem Gespräch: „Freund, Sie müssen vorerst beichten, thun Sie das aufrichtig und es wird in Ihnen dann schon licht werden!" — Hoffbauer sah, daß dieser Vorschlag meinem Bruder nicht sehr angenehm sein mochte. Nun ließ er sich als väterlicher Freund in ein Gespräch über seine Lebensgeschichte ein, Joseph bekam Zutrauen und erzählte im sein Leben, Gutes und Schlimmes. Als er fertig war, sagte P. Hoffbauer: „Gut mein Freund, jetzt haben Sie schon gebeichtet — knien Sie sich nieder, ich werde Ihnen ihm Namen Jesu Christi die Lossprechung von Ihren Sünden ertheilen und Sie werden die Ruhe finden, die Sie so lange vermißt haben." — Mein Bruder kam als ein ganz an-

derer Mensch zu Hause — und erzählte mir, was mit ihm bei P. Hoffbauer vorgegangen.

Einige Zeit darnach erkrankte Joseph — ein Lungenleiden warf ihn auf's Lager. Hoffbauer besuchte ihn bisweilen. Während mein Bruder noch krank war — starb Hoffbauer. Als Joseph die Todesnachricht vernahm, war er eine Zeit lang untröstlich, er rief: „Vor mir muß mein bester väterlicher Freund hinscheiden!" Bald folgte Joseph dem P. Hoffbauer nach. Er starb voll Ergebung in den göttlichen Willen. Seine Umkehr hatte er nächst der Gnade Gottes dem P. Hoffbauer zu danken.

35.

Erfüllung des letzten Wunsches. P. Hoffbauers letzte Krankheit und sein Tod. Die Umstände bei demselben.

Das von Hoffbauer dem Kaiser eingereichte Memoriale erfuhr folgendes Schicksal. Die Errichtung eines Collegiums der Congregation des Allerheiligsten Erlösers wurde erlaubt, und der Hofkaplan Darnaut beauftragt einen Entwurf des Hauses zu machen, und diesen dem Burgpfarrer Frint zum Gutachten zu übergeben; zuletzt erhielt das Ganze der Erzbischof Hohenwart, der seine Meinung darüber äußern nnd die Actenstücke wieder dem Kaiser zurückgeben sollte. Es war so Sitte des Kaisers. Er liebte es in jeder Angelegenheit, die ihm zudem fremd war, viele Rathgeber zu consultiren.

Während so Hoffbauer sein Ziel zu erreichen schien, welches ihn noch zumeist auf dieser Welt beschäftigte — kam auch die Stunde heran, in welcher er von seiner Pilgerfahrt abberufen werden sollte. Er hatte erfahren wie seine Angelegenheit im besten Gange sei, da sagte er einst zu Madlener, der ihn eben begleitete: „Bisher habe ich nichts als Widerspruch, Verachtung und Verfolgung erfahren, jetzt wartet eine große Ehre auf

mich. Nun möchte ich sterben, bevor dieselbe mir zu Theil wird."

Anfangs des Jahres 1820 war Hoffbauer mit zweien seiner Ordensgenossen umgeben, mit Stark und Payalich. Sabelli ging in die Schweiz. Stark erkrankte und nun mußte Hoffbauer allein die Kanzel, den beschwerlichen Beichtstuhl und den ganzen Gottesdienst in der Kirche besorgen. Dabei brachte er Tag und Nacht jede von seiner anderweitigen Pflichterfüllung freie Zeit am Krankenlager Starks zu. Er war selbst schon körperlich so angegriffen — daß er, als er dem kranken Mitbruder die heiligen Sakramente spendete, sprach: „Ich bin noch kränker als er."

Dabei benahm er sich in Beziehung auf seine kirchlichen Offizien gerade so, als ob er vollkommen gesund wäre.

Dr. Johann Emanuel Veith, den jetzt als Homileten und katholischen Schriftsteller ganz Deutschland kennt, war zu jener Zeit Director der ersten Thierarzeneischule der ganzen Monarchie zu Wien — angestellt mit großem Gehalt, prachtvoller Wohnung, freier Equipage, vielen Emolumenten und er übte außerdem eine einträgliche medizinische Praxis.

Dr. Veith liebte den P. Hoffbauer sehr, und während die Freunde Hoffbauers das Uebelbefinden desselben

nur für eine vorübergehende Schwäche hielten — hatte Veith — schon damals seiner scharfen Diagnose wegen allgemein bekannt — dem Uebel tiefer auf den Grund gesehen und sogleich im Beginn desselben — sein ernstliches Bedenken hierüber geäußert.

Scheinbar besserte sich der Zustand des Kranken, so daß die Umgebung Anfangs des Märzmonats schon alle Gefahr für beseitigt hielt. Am 4. März, damals Vorabend des dritten Fastensonntags, hatte er in der Kammer neben seinem Wohnzimmer mehrere junge Männer Beicht gehört — darnach klagte er über Fieberfrost; ließ aber bei Tisch wie gewöhnlich vorlesen und schien auch heiter zu sein. Noch sprach er zu den Seinigen eine Mahnung zum Gebet und äußerte sich, immer eine Freude zu haben, wenn er das Segenlied: „Heilig ꝛc." mitsingen könne. Die Anwesenden — doch um ihn besorgt, wollten ihn früher als gewöhnlich verlassen, um ihm Ruhe zu vergönnen. Das wollte er nicht. Am Sonntag darnach predigte er zum letzten Male.

Er erklärte das Evangelium Lucas XI. 14—28 vom Stummen, sprach von der Sünde der Stummheit, wenn es darauf ankommt, seine Sünden zu bekennen, dann von der diesen Zustand entsprechenden Taubheit gegen Gottes Mahnung und Ruf, und fügte noch die Worte bei, mit denen er in der Selbstanklage seinen

Zuhörern gleichsam vorausging: „O, wenn ich der Stimme Gottes in Allem und Jedem immer treu gewesen wäre, was hätte Gott nicht schon durch mich gewirkt.“

Da er die vergangene Woche durch vieles Beichthören sich sehr angestrengt hatte — steigerte sich der Fieberzustand um so mehr. An diesem Tage erfuhr er auch, daß die polnische Fürstin Jablonowska in Rom gestorben sei. Er hatte diese Dame ihrer hohen Tugenden wegen sehr geachtet, sie bezeugte sich als eine besondere Wohlthäterin der Congregation, und es war auch eine Pflicht der Dankbarkeit — daß ihn ihr Tod nicht gleichgiltig ließ. Um dieser seiner Dankbarkeit den besten Ausdruck zu geben, beschloß er das Seelenamt, welches für die Hingeschiedene in der italienischen Kirche angeordnet wurde, selbst zu halten.

Das Seelenamt war für den 6. März bestimmt. Die Nacht vorher brachte er im heftigen Fieber zu — es war empfindlich kalt und der Schnee lag hoch in den Straßen. Dennoch ging Hoffbauer gegen 10 Uhr in Begleitung des P. Payalich und zweier anderer Freunde die mindestens 10 Minuten lange Strecke von seiner Wohnung in die italienische Kirche, während beständigem dichten Schneefalles. Hier hielt er nun das Seelenamt mit sichtlicher Anstrengung — die assistirenden Geistlichen meinten schon, er werde

beim Altare zusammenbrechen, nur mit Mühe hielt er sich aufrecht. Nach dem Gottesdienste mußte er noch eine Zeit lang in der Sacristei verweilen; es kam nämlich die Tochter der verstorbenen Fürstin, um ihm persönlich für den letzten, ihrer geliebten seligen Mutter erwiesenen Liebesdienst zu danken.

Baron Penkler hielt nun einen Wagen bereit, und forderte Hoffbauer auf, davon Gebrauch zu machen. Er fürchtete wohl, im Fahren durch die ihm nicht zuträgliche Erschütterung noch mehr Schmerzen erleiden zu sollen — wollte aber den angebotenen Liebesdienst nicht ausschlagen und fuhr nach Hause. Hier warfen ihn Verkältung und Fieber, das sich in brennendem Durste aussprach, sogleich auf das Lager. Als ihn H. Kraus, einer seiner Freunde, in diesem Zustande sah, äußerte er sich gegen ihn: „Ach, hochwürdiger Vater, Sie sind sehr krank." Hoffbauer antwortete: „Was Gott will, wie Gott will, wann Gott will."

Der Zustand verschlimmerte sich zusehends, bis am 14. März in der Nacht der Arzt erklärte, es sei nun das Ende nahe. Nun eilte man zu dem Chorpriester bei St. Stephan, Franz Schmid, daß dieser seinem Freunde noch die letzte Wegzehrung reiche. Als Schmid

kam, lag der Kranke theilnahmslos mit geschlossenen Augen da, der Priester ertheilte ihm die Absolution.

Als Hoffbauer die Worte der Absolutionsformel vernahm, die er in seinem Leben so viele tausend Male selbst im Beichtstuhle und an Krankenlagern ausgesprochen — fing er an, dieselbe zu widerholen, so daß es den Anschein hatte, als vermeine er, er müsse das Sacrament der Buße an irgend einen Anwesenden an seiner Seite spenden. Nun sagte man ihm: es werde ihm die heilige Communion gereicht werden. Er öffnete nun den Mund, bis er das heiligste Sacrament empfangen, und blieb dann ruhig daliegen, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

Um sechs Uhr des Morgens schien er aus seinem Schlummer zu erwachen und fing an, mit erstorbener Stimme den ersten Vers seines Lieblingsliedes zu beten: „Alles meinem Gott zu Ehren.“

Um 11 Uhr kam der Churpriester Schmid wieder, betete die Commendatio animae — während welcher sein Leiden ein Ende nahm und sein Geist zu seinem Gott und Herrn einging, welchem er im erhebenden Gebet der Kirche war empfohlen worden. Das Athmen hörte auf — kein Todeskampf, kein Zucken war sichtbar, selbst die Gesichtsfarbe blieb sich gleich.

Das war das Ende eines heiligmäßigen Lebens — reich an Gnaden und an Verdiensten, auf Christus gebaut und mit Christus vollendet. Es war den 15. März 1820 um die Mittagsstunde.

Sein Antlitz bewahrte einen lieblichen Ausdruck — viele seiner Verehrer kamen, um noch seine bleichen Hände zu küssen.

Er war mit der wahrhaft apostolischen Signatur dahingegangen — an Thaten und Verdiensten reich, aber eben so reich an Verkennung und Verfolgung — arm an irdischem Lohn und arm an Geld und Gut — das er mit den Brüdern des Herrn, mit den Armen, zu theilen stets gewohnt gewesen.

36.

P. Hoffbauer's Begräbniß.

Jene, die den P. Hoffbauer umgaben, wurden von Trauer so sehr überwältigt, daß sie nicht an die Anordnung eines Leichenbegängnisses dachten.

Der k. k. Geheimrath Graf Franz de Paula Szecheny sendete einen schönen Sarg.

Einer der Verehrer Hoffbauer's erzählt (nach Dr. Pösl) Folgendes: „Als ich am Tage, an welchem sein Leichnam eingesegnet werden sollte (am 17. März), in der Mittagsstunde in die Kirche St. Ursula ging, um mich bei dem Kirchendiener um die näheren Umstände und Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses zu erkundigen, erfuhr ich zu meiner größten Betrübniß, daß gar nichts veranstaltet sei, daß also der Verstorbene ganz in der Stille begraben werden würde. Es schmerzte mich sehr, den so allgemein geliebten Vater gleichsam verlassen dem Grabe zuwandern zu sehen. In der vollsten Ueberzeugung, daß seine Würde und seine Wirksamkeit eine größere Ehre verdiene, kaufte ich Kerzen, suchte einige gute Freunde und forderte sie auf, in Gesellschaft die Leiche zu begleiten,

um durch die Leichenfeier doch einiger Maßen die Tugenden des Hingegangenen zu ehren. Als wir aber zur bestimmten Stunde bei St. Ursula ankamen, fanden wir die Kirche voll von frommen Gläubigen, und es dauerte nur einige Minuten, so war der ganze Platz um die Kirche und die Johannesgasse von Leuten erfüllt. So fanden sich ohne Einladung und Verabredung alle ein, die ihn liebten, Geistliche und Weltliche, Vornehme und Geringe, um dem Verblichenen, theils als ihrem hochverehrten Freunde, theils als ihrem Wohlthäter und Vater, die letzte Ehre zu erweisen. Seine Jünger und Nachfolger in der Congregation trugen den Sarg, dem die Menge seiner Beichtkinder folgte und denen eine noch ungleich größere Menge Anderer unaufgefordert sich anschloß. Mit feierlicher Stille ging alles vor sich, und allgemein sprach sich eine heilige Ehrfurcht bei den Anwesenden aus. Für uns Betrübte war dies ein Anblick, der uns allezeit in Rückerinnerung und Andenken bleiben wird." —

Unter den vielen Geistlichen, die mit der Leiche gingen, waren auch die beiden Professoren und nachmaligen zwei Bischöfe von Sekau (Graz) und Linz, Sebastian Zängerle und Gregor Ziegler; auch fand sich der größte Theil des fürsterzbischöflichen Alumnats

dabei ein, ohne daß Jemand hierüber eine Anordnung getroffen hätte.

Zängerle bewies sich nachher in seinem Leben als Bischof zu Graz — wie überhaupt als einen Mann voll Eifer für Gottes Ehre, so besonders als einen warmen Freund und Vertreter der Congregation. Er sprach immer bis in seine alten Tage voll Liebe und Verehrung von Hoffbauer, und schien diese Liebe auf die Genossenschaft übertragen zu haben, die vom seligen Hoffbauer auf deutschen Boden verpflanzt worden war.

Die Ursulinerkirche ist keine Pfarrkirche — daher mußte Hoffbauer's Leiche, weil seine Wohnung in der Stephanspfarre gelegen, in die Stephanskirche gebracht werden.

Hier fand sich das Riesenthor geöffnet. Wer es aufmachen ließ, ist nicht bekannt. Wenn es sonst bei Leichenzügen geöffnet wird, kostet dieses Aufthun allein 100 fl. Silber, eine Taxe, welche die Regierung als Patron der Stephanskirche durch das Kirchenmeisteramt bezieht; ein Einkommen, welches mit zur Bestreitung der alljährlichen sehr bedeutenden Reparaturkosten des Domes gehört.

Am kommenden Morgen wurde die Leiche nach Maria Enzersdorf bei Wien gebracht und dort nach

einem in der Franziskaner-Klosterkirche daselbst abgehaltenen Requiem beerdigt.

Wenn man von Wien auf der Eisenbahn nach Süden fährt, sieht man den Enzersdorfer Gottesacker zwischen den beiden Bahnstationen Brunn und Mödling liegen, und zwar gegen Mödling zu. Gegenüber der Kapelle, inmitten der Mauer, die der Bahn zugewendet liegt, befinden sich gegen die Südseite zu die Gräber von Hoffbauer und Werner. Es ist ein schönes Bild, von der dahinrollenden Wagenburg der Bahn aus gesehen. Im Hintergrunde die Berge, mit Fichten und Tannen gekrönt, die uralte Veste Lichtenstein, die Ruinen der Veste Mödling, das mit vielen Kosten vom verstorbenen Fürsten Liechtenstein als moderne Ruine gebaute römische Amphitheater, der große Marktflecken Mödling selbst mit seiner auf einer Anhöhe liegenden, gothischen, mit Quadern gebauten St. Othmarskirche; an den Bergabhängen blühende Weingärten. Enzersdorf mit seinen netten Landhäusern und Parkanlagen und seinem aus üppigen Baumgruppen lugenden Franziskaner-Klösterlein, links auf einem hohen Bergkegel, aus einem Kranz von schwarzen Tannen sich erhebend, der sogenannte Husarentempel — zum dankbaren Andenken an jene tapferen Krieger gebaut, die im französischen Kriege einen Fürsten Liechtenstein mit dem

Opfer ihres Lebens von der Niedermetzlung durch die feindlichen Soldaten befreiten. In der Umgegend Wien's hat kein Todtenfeld eine romantischere Lage, als das von Maria Enzersdorf.

Auf Hoffbauer's Grabstein, über dem sich ein Kreuz erhebt, wurde folgende Inschrift angebracht:

Hic jacet R. P. Clemens Maria Hoffbauer, Congregationis SS. Redemptoris Vicarius Generalis obiit die 15. Martii 1820.

(Hier liegt der ehrwürdige Vater Clemens Maria Hoffbauer, der Congregation des allerheiligsten Erlösers Generalvicar, gestorben am 15. März 1820.)

In der Nähe von Hoffbauer's Grab ist die Familiengruft-Capelle des Baron Penkler — seines Freundes. Neben Hoffbauer ließ sich auch (drei Jahre später) Werner begraben. Unweit Hoffbauer liegt auch der gelehrte k. k. Hofastronom aus dem Jesuitenorden Maximilian Hell (geb. zu Schemnitz in Ungarn 1720, gestorben 14. April 1792 zu Wien). In der Nähe Hoffbauer's wurde ferner im Jahre 1839 begraben der Historiker Buchholz — im Jahre 1852 der als politischer Schriftsteller bekannte k. k. Staatskanzleirath, Karl Ernst Jarke.

Der österreichische Beobachter vom 17. März 1820, Nr. 77, widmete dem seligen Hingeschiedenen folgende Zeilen:

„Am 15. März 1820 um die Mittagsstunde starb hier der hochwürdige Pater Clemens Maria Hoffbauer, der unter dem Namen der Redemtoristen bekannten Congregation des seligen Alphons Ligouri General-vicar und Beichtvater im Kloster der hiesigen Ursuli-nerinnen, im neunundsechzigsten Jahre seines Alters.

Was unter den ungünstigsten Verhältnissen und in den schwierigsten Lagen ein einziger treuer Diener Gottes, wie dieser, vermag, das würden die Mauern von St. Benno zu Warschau bekräftigen, wenn nicht tausende von lebendigen Zeugen vorhanden wären, die er gespeiset, bekleidet und zu Gott und einem christ-lichen Lebenswandel zurückgeführt hat.

Nachdem auf einen Wink des damaligen Beherr-schers von Frankreich seine dortige segensreiche Stif-tung zerstreut worden, begab er sich nach seinem Va-terlande Oesterreich zurück und lebte seit 1808 in Wien.

Die Früchte seines thatenreichen, wahrhaft aposto-lischen Lebens unter uns wird die Nachwelt ernten. Hohe und Niedere, Gelehrte und Unmündige beklagen den unersetzlichen Verlust ihres Vaters und Führers,

und die Entfernteren selbst, die ihn nur dem Namen nach gekannt, empfinden bei der Nachricht von seinem Tode, daß eine starke Stütze des Glaubens und der Religion, also des Vaterlandes, gesunken ist. Nur der Gedanke, daß er fortlebt in einer unermeßlich reichen Aussaat des Guten, vermag die Betrübniß über seinen Verlust zu lindern."

37.

Graf Carl von Coudenhove.

Unter der großen Anzahl von Männern, die sich durch den Verkehr mit P. Hoffbauer — zum geistlichen Stande berufen fühlten, und die darnach auch in die Congregation eintraten, wollen wir hier nur zwei bereits Hingegangene in Lebensskizzen vorführen, von denen der Eine seinem Stande und seiner praktischen Wirksamkeit auf dem Gebiete der werkthätigen christlichen Charitas nach — in welcher er die letzten Jahre seines Lebens segensreich dahingebracht — der Andere aber durch seine Thätigkeit als Seelsorger und als katholischer Schriftsteller besondere Beachtung verdienen. Beide waren aus Hoffbauer's Jüngern — durch ihn wegberufen vom lauten Markt des Lebens — zum Dienste des Herrn, der Eine Graf Carl Ludwig von Coudenhove, der Andere P. Anton Passy.

Coudenhove wurde geboren am 17. Juni 1775 zu Aachen, diente in Churmainz als Oberst bei der Garde, später in demselben Staate als Hofrath, vermählte sich 1802 mit Charlotte Freiin von Wambold, trat nach dem am 15. Jänner 1819 erfolgten Tode

seiner Gemahlin in die Congregation und wurde zum Priester geweiht.

Nur der Wille seiner Eltern hielt ihn in seiner Jugend von der Wahl des geistlichen Standes ab; schon hatte er damals das Studium der Theologie begonnen, die Bekanntschaft mit P. Hoffbauer reifte seinen Jugendwunsch jetzt der Ausführung entgegen.

Aus Rücksichten der Vermögens-Administration seiner Familie schied er nach vier Jahren aus der Congregation aus und wurde Weltpriester, blieb aber mit der Congregation bis an sein Lebensende im innigsten Verkehr und in freundschaftlichem Verhältnisse. Im Jahre 1823 verlieh ihm der Fürst Liechtenstein eines der vier adeligen Canonicate an der Wiener Metropolitankirche — von welchen der jedesmalige Majorat des Hauses Liechtenstein Patron ist. Im Jahre 1835 wurde er auch Probst von Altbunzlau in Böhmen.

Sein Eifer in der Seelsorge blieb sich gleich bis an sein Lebensende. Bald sah man ihn im allgemeinen Krankenhause — die Armuth und das Elend aufsuchen, ohne Scheu vor der sehr unangenehmen Krankenluft — bald wieder im Stabsstockhause, um dort den unglücklichen Verbrechern geistlichen Trost und Hilfe zu spenden. Viele zum Tode Verurtheilte wußte

sein Eifer zur Reue und Buße zu bekehren — dann scheute er sich auch nicht, mit den gemeinsten Verbrechern — er, der hochgeborne Graf und Oberst von ehemals — bis an den Galgen zu gehen und einen der beschwerlichsten Dienste der Seelsorge mit aller Aufopferung zu vollbringen. Dieses Officium ließ er sich auch als Domherr und Probst nicht nehmen; obwohl hierin der Kampf nicht groß war, weil sich der Bewerber zu diesem Dienst nicht gar zu viele fanden.

Beim ersten Auftreten der Cholera, wo der Schrecken wohl am größten gewesen, war Graf Coudenhove auch einer der ersten Priester, die sich freiwillig zur geistlichen Krankenpflege in den öffentlichen Spitälern meldeten. Obwohl er selbst zweimal von der Seuche ergriffen und auf's Krankenlager geworfen wurde — setzte er doch gleich nach seiner Genesung den freiwillig übernommenen Krankendienst wieder fort — ein würdiger Jünger des P. Hoffbauer. So lebte er Monate lang im Spitale, zufrieden, in den Armen und Kranken die Brüder seines Herrn und Heilandes pflegen zu können. In der That eine für unser aufgeklärtes Jahrhundert seltene Erscheinung, nicht nur aus dem Gothaer Schematismus, sondern auch aus dem Herkommen vom Bürgerstande.

So war seine Lebensaufgabe — die Krankenpflege geworden und seiner energischen Willenskraft ist die Berufung der barmherzigen Schwestern nach Wien zu verdanken. Er wußte den Segen, welcher der Berufung dieses Ordens folgen mußte, sowohl dem Kaiser Franz wie der Kaiserin Caroline Auguste und den andern erlauchten Gliedern des Erzhauses so vorzutragen, daß er schon im Jahre 1831 sich am Inslebentreten dieser heiligen Institution in den Mauern Wiens — erfreuen konnte.

Besonders kräftig mit bedeutenden Geldmitteln wurde er hierin von Sr. k. Hoheit dem noch lebenden Hochmeister des deutschen Ordens Erzherzog Maximilian unterstützt. So entstand das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern zu Wien in der Vorstadt Gumpendorf. Tausende und Tausende von Kranken sind seither in diesem und in dem Filialspital der barmherzigen Schwestern in der Vorstadt Leopoldstadt im Geiste christlicher Liebe verpflegt worden; Tausende sind gestorben erquickt bis an ihr Lebensende durch die Milde und Liebe der heiligmäßigen Frauen, und Tausende sind gesund entlassen worden; und in wie vielen ist eine Umkehr zum Bessern vor sich gegangen durch die lebendige Liebespredigt, welche die frommen Schwestern des heiligen Vinzenz von Paula so eindringlich zu lehren wissen. Diesen Segensquell in Wien zu eröffnen, hat sich Gott

des Grafen Carl Coudenhove, des seeleneifrigen Priesters bedient.

Gegenwärtig im Jahre 1858 sind in Oesterreich über 300 barmherzige Schwestern der von ihm gegründeten Stiftung in verschiedenen Spitälern thätig.

Im Jahre 1836 befiel ihn eine Krankheit, die ihm heftige Schmerzen bereitete und die nicht mehr von ihm wich bis an sein Lebensende; trotzdem ließ er sich von seinen Berufspflichten nicht abhalten, selbst vom Krankenlager aus, auf welchem er acht Monate lang wahrhaft christliche Geduld und Ergebenheit zeigte, hörte er nicht auf, das von ihm begründete Institut zu leiten. Schreiber dieses kam als Seminarist öfter in die Kapelle der barmherzigen Schwestern nach Gumpendorf, um an hohen Festen daselbst beim feierlichen Amt zu assistiren; dieß hielt gewöhnlich der Probst Coudenhove selbst — darnach waren die assistirenden Seminaristen von ihm in der Regel zum Frühstück geladen, welches in einem eigenen Gastzimmer eingenommen wurde. Hier fand ich nun öfter Gelegenheit — den Mann zu sehen und zu sprechen. Was war das für edle, anziehende, liebenswürdige Natur! Aus seinen Augen leuchtete der Gottesfriede; und jene wahre noble Demuth, an der auch keine Spur von Gleißnerei und verstecktem Hochmuth zu finden, jene Demuth, deren echt goldene Signatur die

kindliche Heiterkeit und der offene gerade Sinn ist, beherrschte sein ganzes Wesen.

Am 30. April im Jahre 1838 endete er sein Leben. Die frommen Frauen, die unter seiner Obhut standen (er war nämlich Superior des Klosters der barmherzigen Schwestern), weinten dem edlen, heiligmäßigen Priestergreise tausend Thränen nach — und die in seiner Umgebung waren, sagten, er sei wie ein Heiliger gestorben.

Am 2. Mai war sein Leichenbegängniß in der St. Stephanskirche, Seminaristen trugen den Sarg, der in ein Grab gesenkt wurde — auf das auch böswillige Menschen keinen Stein zu werfen gewagt haben. Er ist würdig seines Meisters — reich an Werken demüthiger Liebe, die nach Außen keine Anerkennung sucht — dahingegangen, und der Herr wird dem treuen Diener sicher seinen Lohn nicht vorenthalten.

38.

Anton und Georg Passy.

Anton Passy war der Sohn eines sehr achtbaren Wiener Kaufmanns — und wurde zu Wien am 31. März 1788 geboren. Schon aus seinem 15. Jahre liegen gedruckte Gelegenheitsgedichte und Abhandlungen vor. Als Werner im Jahre 1806 eine Zeitlang in Wien lebte, schloß sich der damals 18jährige Passy an den Dichter an und war oft mit ihm in Gesellschaft. Im Jahre 1809 ging Passy ins Seminar der Diöcese St. Pölten, um dort Theologie zu studiren; mußte aber diesen Plan, wegen fortdauernder Kränklichkeit nach einem Jahre aufgeben. Nun kam er nach Wien und beschäftigte sich einige Zeit als Lehrer in dem Krause'schen Erziehungsinstitut (siehe S. 152), hier trat er aus, um Erzieher in einem gräflichen Hause zu werden, und von da aus wurde er vom Grafen Franz de Paula Szechenyi als Bibliothekar und Vorleser angestellt. Außer den andern Begabungen Passy's muß die seltene Gabe des Vortrages an ihm besonders gerühmt werden; es war ein Vergnügen ihn lesen zu hören. Ins Haus

des Grafen Szecheny kam allwöchentlich einmal auch P. Hoffbauer. Passy lernte ihn hier kennen. Wie groß der Eindruck dieser Bekanntschaft gewesen sein mag, ergibt sich daraus, daß Passy sogleich in die Versammlung des allerheiligsten Erlösers eintrat, als diese im Jahre 1820 sich in Wien constituirte. Schon am 18. März 1821 empfing er die Priesterweihe, und am 25. März feierte er in der nun dem Orden übergebenen Kirche Maria-Stiegen (eigentlich Maria am Gestade) zu Wien seine erste heilige Messe.

Friedrich Werner, Passy's Freund aus dem Weltleben und der ersten Jugendzeit her — hielt die Primizpredigt über den Text des Festevangeliums Lucas I. 34. „Wie soll das geschehen?"

Werner richtete nun in seiner originellen Weise an den, ihm auf einer Tribune gegenübersitzenden Primizianten folgende (vom Bruder Herrn Johann Nep. Passy im Necrolog des sel. Anton Passy angeführte) Worte:

„Als ich im Jahre 1806 das erste Mal in Wien war, ging ich noch auf der breiten Straße die zur Hölle führt, Sie noch nicht auf der schmalen; wenn uns damals Jemand gesagt hätte: daß im Jahre 1821 Sie ihre erste heilige Messe in diesem neueröffneten Gotteshause lesen, und ich unwürdigster der

Knechte, Ihre Primizpredigt halten sollte, hätten wir damals nicht beide ausgerufen: „Wie soll denn das geschehen?“

Von dieser Anrede und Frage ging nun Werner über zu Gottes gnadenreichen Führungen des Menschenlebens.

Werner liebte Passy sehr — noch auf seinem Sterbebette nannte er ihn seinen ältesten Freund in Wien.

Trotz seiner schwankenden Gesundheit fing nun Passy an, thätig in der Seelsorge zu wirken und zwar auf der Kanzel, im Beichtstuhle, in Strafanstalten.

Um diese Zeit hatte auch der Doctor der Medizin und Director der Wiener Thierarzneischule Veith seine lucrative Stellung und ausgedehnte medizinische Praxis aufgegeben,*) — Theologie studirt und war zum Priester geweiht worden. Anton Passy hielt die Predigt bei Veith's erster heiliger Messe im Herbst 1821.

Drei Jahre später trat Passy's Bruder Georg als Laienbruder in die Congregation. Georg war eine reich begabte Dichternatur — noch existiren von ihm

*) Es ist nicht uninteressant zu wissen, daß Veith durch die Zusendung von Kranken, die zu ihm noch um Hilfe kamen, als er die Praxis bereits aufgegeben — vier Aerzte in einen derartigen Ruf brachte, daß diese sämmtlich reiche Leute geworden sind.

in der Zeitschrift „Oelzweige“ (von 1819—1823) herrliche Gedichte und Aufsätze — er war Redacteur dieser Zeitschrift und hatte sie zunächst ins Leben gerufen. Aus Demut ließ sich der fromme Mann nicht zum Priester weihen und verblieb Laienbruder.

Als er (1826) Profeß ablegte, schrieb Anton Passy, der seinen älteren Bruder Georg (geb. 1784) überaus liebte und werthschätzte, folgendes Sonett nieder, welches sich nach seinem Tode in den Papieren desselben fand.

„Vereint in Gott der Tugend nachzustreben,
Von der zu sehr verlog'nen Welt vergessen:
Von Klosterzucht in süßer Haft umgeben,
Du weißt, es schien uns dieser Wunsch vermessen.

Die gut und böse Zeit verging indessen
Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Zu sich empor die Sehnenden zu heben,
Hat uns vereint als geistliche Professen.

Geistlich verjüngt, obschon die leiblich Alten
So fanden wir einander neu geboren,
Ich muß in dir den ird'schen Vater ehren.

O möchte mich dein schönes Beispiel lehren,
Was dem Himmel wir vereint geschworen
Mit ihm vereint, bis in den Tod zu halten.“

Dieß schöne doppelte Bruderverhältniß den gleichen Eltern und dem gleichen Orden nach, zerriß der Tod im Jahre 1836.

Was am Todestage Georgs, Anton Passy an den noch übrig gebliebenen Bruder Johann schrieb, gibt ein Zeugniß seines tiefen Gemüthes. Wir lassen einen Theil hier folgen:

Georg hat' uns kaum verlassen,
Als mit schmerzlicher Gewalt
Ich dich fühlte mich umfassen,
Gleichsam als den letzten Halt.
Als ein letzter Halt hinwieder
Standest Bruder du vor mir;
Dieses Lied, ein nicht gelungenes,
Mehr geweintes als gesungenes,
Dieses traurigste der Lieder
Weih' ich, letzter Bruder — dir!

In demselben Metrum geht nun Anton das Leben des Hingeschiedenen durch und schließt es mit der Strophe:

Schild're dieses Opferleben
Von der Wiege bis zum Grab,
Welches Gott sich ganz ergeben.
Welchem Gott sich ganz ergab:
Schild'r' es, wer an meinen Peinen
Antheil nahm und Antheil nimmt;
Denn mir fehlt das Wort — ich find' es nicht,
Dieses Herzleid, ich verwind' es nicht,
Statt zu dichten muß ich weinen,
Herz und Harfe sind — verstimmt.

Was hier im Klagelied über den Hingeschiedenen steht — bestätigte jedes Mitglied der Congregation.

Dieser fromme und demüthige Laienbruder war von allen geliebt und geachtet wie ein Heiliger.

Nach dem Tode Georgs fing auch Anton zu kränkeln an, er konnte dem Seelsorgberufe sich nicht mehr wie früher hingeben — und war die meiste Zeit auf seine Zelle angewiesen. Was er hier literarisch leistete, ist schon der Masse nach erstaunlich viel. Am ausgezeichnetsten sind seine Kirchenlieder, von denen viele in Uebung kamen. Johann Paßy verzeichnete am Schluß des Necrologes die herausgegebenen Druckschriften seines Bruders Anton genau. Wir lassen die Werke und Broschüren hier nur nach den Fächern geordnet in Zahlen folgen: Kirchenhistorisches 5, Biographien 5, Geistliche Poesie 14, Ascetische Werke 13, Gebetbücher 6, Novennen 7, einzelne Andachtsübungen 5, Uebersetzungen 7, Miscellen, Flugblätter und Monographien 40. — Also im Ganzen nicht weniger als 102 Piecen.

Anton Paßy sprach sehr gewählt deutsch und sehr geläufig französisch, außerdem auch englisch und italienisch, er besaß eine umfassende Bildung. Schreiber dieses lernte ihn im Jahre 1841 kennen und besuchte ihn oft — bis zu seinem Tode 1847.

Er war ein liebenswürdiger Mann, in feine Umgangsformen von Jugend auf eingewöhnt, so daß es

bisweilen zu gewählt erschien und man sich gereizt fühlte, ihm gegenüber lieber ins Gegentheil umzuschlagen und etwas ungeschlacht zu werden, als in seine Weise einzugehen. Dabei war er aber, selbst bei körperlichen Leiden — sehr bald zur Heiterkeit gestimmt — erwies sich tolerant und vertrug auch gern einen Scherz. Da er in den letzteren Jahren sehr wenig auskam und größtentheils in seiner Stube mit Lesen und Schreiben beschäftigt war — so mußten sich bei diesem originellen Mann auch Originalitäten wie kristallinisch — in der Ruhe herausbilden. In der Begabung Verse zu bauen, besaß er eine ungemeine Fertigkeit.

Es diente ihm zur Erholung von seinen ernsten Studien, Tagesereignisse wie er sie eben hörte, in Reimen auf einen Zettel seines Pultes hinzuwerfen und sie dann Freunden vorzulesen.

Manche heitere Abendstunde habe ich bei ihm zugebracht. Die Begrüßung fand häufig in der Weise statt, daß er sagte: „ich solle mich geschwind setzen, er werde mir etwas vorlesen" — worauf natürlich war zu entgegnen: „Ach, jetzt, gleich beim Empfang?" Worauf er zu sagen pflegte: „Besser gleich, so ist das Schwere überstanden"! —

Hatte man „das Schwere" überstanden, so war es aber auch ein Vergnügen bei ihm zu weilen, mit

der feinsten Satyre wußte er Zustände und Personen zu besprechen, und wenn ihm ein Witz gelang, selber herzlich mitzulachen. Oft sagte er auch Höhergestellten halb im Scherz die bittersten Wahrheiten.

Studirende und junge gebildete Leute besuchten den P. Passy häufig, er übte auf dieselben einen sehr wohlthätigen Einfluß, weil er ohne dem eigentlichen Ernst der Gesinnung etwelchen Abbruch zu thun — auch der Heiterkeit und dem jugendlichen Frohsinn sein gutes Recht zu lassen verstand.

Das Ende Anton Passy's bringen wir wörtlich nach dem Berichte seines lebenden Bruders, des Direktors vom Wiener Handlungs-, Kranken- und Pensions-Institute, Herrn Johann Passy.

„Das seit dem Jahre 1846 bestehende Leiden des P. Passy am Unterkiefer, welches ihm besonders die Nächte durch beständigen Schmerz höchst qualvoll machte, wurde in einer im Frühjahr 1847 gehaltenen Consultation von Aerzten, als Caries erkannt, und als Heilmittel die Entfernung der krankhaften Parthie angerathen. Die dadurch nothwendige Operation wurde als eine höchst schmerzvolle bezeichnet, indeß die neue Erfindung des Schwefel-Aethers hob auch diese Bedenklichkeit, P. Passy bereitete sich alles Ernstes zum

Tode vor, legte Generalbeicht ab, machte die geistlichen .Exercitien, empfing den kürzlich gespendeten Jubiläum-Ablaß, brachte seine Manuscripte, Briefschaften und sonstige Papiere in Ordnung, und erwartete den ihm unbekannten Tag, an welchem die Operation vorgenommen werden sollte, in ruhiger Ergebung. Am 4. März empfing er den Arzt mit seinen Assistenten und Schülern mit bewunderungswürdiger Heiterkeit und Entschlossenheit, so daß sich alle Anwesenden wahrhaft erbauten. Die Operation begann um 12 Uhr und währte volle 40 Minuten; denn fünfmal wurde die Narkotisirung erneuert, und die Minuten, in welchen die Wirkung des Schwefeläthers nachließ, bis dahin wo er der Betäubung wieder erlag, mögen furchtbar schmerzlich gewesen sein. Uebrigens zeigte es sich, daß das Bein des Unterkiefers nicht angegriffen war; bis zum 9. März ging die ärztliche Behandlung ohne besorgliche Erscheinung vor sich; am 10. März jedoch gegen Mittag zeigten sich Brandmahle am Hals, er selbst der geduldige Kranke, verlangte die heilige Oehlung, die ihm bei vollem Bewußtsein von dem Obervorsteher der Congregation gereicht wurde. Als ich ihn in der Nacht vom 10. auf den 11. verließ, waren seine letzten Worte an mich: „Guter Jean, könntest du nur immer bei mir bleiben;" des Morgens am

11. März wurde ich zu ihm gerufen und fand ihn sterbend ohne Bewußtsein. Wie mir der Laienbruder, der ihn pflegte, erzählte, empfing er auch, wie alle Tage seiner Krankheit, um 6 Uhr Morgens die heilige Communion, aber bald darauf fing er an zu deliriren, forderte den Frater auf, ihm zu ministriren und fing das Stufengebet der heiligen Messe an; der Frater respondirte ihm; endlich wurde die Stimme des Sterbenden stiller und stiller, er athmete leise bis 10 Uhr, da flog seine fromme Seele zu seinem Schöpfer zurück. Die um sein Sterbebett versammelten Priester und Laienbrüder der Congregation fingen nun die Gebete für den Verstorbenen an, in die ich und mein Sohn Joseph mit blutenden Herzen einstimmten. Nach Beendigung derselben war kein Auge mehr trocken und nur ein Gedanke in aller Herzen: so stirbt der Gerechte, möchte uns einst auch ein solches Hinscheiden werden." —

Somit wären auch Lebensskizzen von zweien der bekannteren Schüler und Jünger des P. Hoffbauer gegeben. Es erübrigt jetzt noch über den gegenwärtigen Zustand der Congregation diesseits der Alpen — welche ihr Entstehen dem P. Hoffbauer verdankt, einen kleinen Abriß zu bringen.

39.

Statistische Uebersicht des gegenwärtigen Bestandes der cisalpinischen von P. Hoffbauer gegründeten Congregation des allerheiligsten Erlösers.

Gegenwärtig zählt die Congregation 64 Häuser und zwar in den Oesterreichischen Staaten — in Rom, wo seit zwei Jahren der Sitz des Ordensgenerals auch von den cisalpinischen Provinzen (der Stiftung Hoffbauers) errichtet wurde, dann in Belgien, Holland, Frankreich, England, Irland, Oberitalien, Modena, in Rheinpreußen, Herzogthum Nassau, Baiern, Nordamerika, Savoyen und auf der Antilleninsel St. Thomas, wohin eben in der jüngsten Zeit wieder deutsche Missionäre aus dem Orden gesendet wurden.

Die Colonien gingen größtentheils vom Wiener Hause aus. So kamen 1826 sechs Patres nach Lissabon, wurden aber von dort durch die Stürme der Revolution vertrieben. Nach Belgien gingen von Wien im Jahre 1833 acht Patres, 1835 vier nach Modena, 1841 neun nach Baiern. In die Bulgarei gingen 1835 sieben Patres, wovon vier in kurzer Zeit den dort herrschenden Krankheiten erlagen.

10.

Bericht des H. H. Canonicus Doctor der Theologie und Medizin J. E. Veith über P. Hoffbauer.

Herr Canonicus Veith, der den seligen P. Hoffbauer gekannt und ihn als praktischer Arzt behandelt hat, ist von mir ersucht worden: er möge aus der Erinnerung einige Mittheilungen über P. Hoffbauer machen. Der hochw. Herr Canonicus war so gütig, Einiges über Hoffbauer niederzuschreiben und es mir zu übergeben.

Es hat mir geeigneter geschienen, Dr. Veith's Mittheilungen nicht in die Biographie Hoffbauers einzuweben, sondern diese in ihrer originellen stylistischen Fassung hier am Schlusse wörtlich folgen zu lassen.

„Ihrem Wunsche, aus dem Leben und Wirken des ehrwürdigen Clemens Hoffbauer, den ich erst nahe gegen Ende seiner dornenvollen Lebensbahn kennen gelernt, einige denkwürdige Einzelheiten Ihnen mitzuthei-

len, würde ich sehr gern willfahren, wenn mir die Kraft der Erinnerung nicht so spärlich zugetheilt wäre. Ich kann mich glücklich schätzen, keine absonderlich merkwürdigen Geschicke erlebt zu haben, weil ich es nicht dahin bringen könnte, eine Autobiographie zu schreiben, in welcher die Dichtung von der Wahrheit d. h. von der thatsächlichen, überwogen würde. Die Vergangenheit, und zwar die nächste nicht minder als die fernste, liegt nur gleich Nebelbildern hinter mir; chronologische und akoluthische Daten wußte ich nur selten verläßlich anzugeben.

Ueber die Art und Weise, wie ich zur Bekanntschaft des seltenen Mannes gelangte, bin ich nimmer im Klaren. Ich weiß nur, daß früher schon, ohne mein Hinzuthun, eine entschiedene Wendung zum positiven Glauben in mir vorgegangen; es ist jedoch meine Sache nicht, von subjectiven Erlebnissen zu reden. Soviel ich mich erinnere, traf ich bei einer schwer geprüften Kranken, die am Tetanus starb, mit dem damaligen Professor, später Fürstbischofe von Seckau, dem seligen Romanus Zängerle zusammen, der Hoffbauer sehr in Ehren hielt und durch den ich auch mit meinem früheren Freunde, dem seltsamen, in seiner Art unvergleichlichen, edlen, höchst vortrefflichen Georg Passy (Siehe S. 258) wieder in nähere

Berührung kam. Durch diese lernte ich den apostolischen Mann kennen, von dem diese flüchtigen Aufzeichnungen handeln.

Ich nannte ihn apostolisch, und wie ich glaube mit Recht. Denn sein ganzes Dichten und Trachten war die Glorie des Herrn, die Ausbreitung der Kirche, das Heil der Menschen. Wenn er außerdem noch etwas Besonderes anstrebte und eifrig zu fördern wünschte, so war es die Congregation des heiligsten Erlösers, die diesseits der Alpen ihm anvertraut war. Seine barmherzige Liebe für alle Menschen war eine grenzenlose. Dabei benahm er sich schlicht, einfach, ohne Spur von Affectation. In seinen Reden zeigte sich nichts Gesuchtes, nichts sonderlich Rhetorisches, nichts Studirtes, wohl aber eine große Energie. Es war ihm etwas ganz Natürliches, mitten in einer Predigt laut zu sagen: „a propos, mir fällt noch was ein". Und dieser Incidenzfall hatte in seinem Munde gar nichts Auffallendes. Versuchte er zuweilen hochdeutsch zu reden, und etwa sogar, um den aufgeklärten Zeiten und Leuten gerecht zu werden, ein Bischen von rationellem Beischmack einzumischen, so gerieth ihm das nicht am besten; es war gegen seine Art. So wollte er einmal die Verfinsterung der Sonne beim Opfertode des Herrn in etwas coperni-

canischer Weise schildern, und that es mit den Worten: „der Mond lief herbei und stellte sich zwischen die Sonne und die Erde." Daß jene wunderbare Verfinsterung ein ganz anderer Vorgang gewesen, welcher nicht im Planetensystem selbst, sondern in einer Veränderung der Atmosphäre gesucht werden müsse, davon hatte man damals noch keine Kenntniß.

Ich erwähne jedoch diese an sich geringfügige Sache nur deshalb, weil an derselben des ehrwürdigen Mannes innerste Gesinnung und Absicht sich darlegt. Es war eine Concession die er machte, um die Vernünftler und Ungläubigen zu gewinnen. Denn Niemand lag ihm mehr am Herzen, als gerade diese. Er empfand sehr tief, daß die Neuzeit neuer Formen der Heilspredigt bedürfe; oft, sehr oft, ja fast alltäglich vernahm ich von ihm die feierlich und nachdrücklich ausgesprochenen Worte: „Das Evangelium muß ganz neu gepredigt werden!" Das ist ein Spruch, zu dem sich ein sehr großer Commentar schreiben ließe. Was aber dem liebevollen und scharfblickenden, ja wahrlich mit einem Seherblicke begabten Manne an literarischer und moderner Bildung abging, das ersetzte er reichlich durch seine schlichte Herzlichkeit und durch die unmittelbare Geistesmacht, die er über sehr viele, sehr verschiedenartige, mitunter höchst

ausgezeichnete Menschen übte. Der geniale Friedrich Werner, der doch selber gar viele jüngere Leute mächtig an sich zog und beherrschte, gab sich seiner Leitung hin, wie ein empfindsames hülfloses Kind seinem Vater. Ich war einmal zugegen, als der ehemalige Fürst der deutschen Literatur, Friedrich Schlegel, sein sehr seltsames nevrologisches (mesmerisches) System des Catholicismus ihm auseinander setzte. Hoffbauer hörte gelassen zu und half seiner eigenen Geduld zuweilen mit den Worten auf: „das ist nichts, gar nichts!" Allein der berühmte Philolog und Romantiker ließ nicht ab; er suchte seine Lieblingsgedanken mit allem Eifer ihm aufzudringen. Da wurde endlich Hoffbauer der Sache müde; er stand auf, umhalste den Legationsrath mit beiden Armen, schüttelte ihn und sprach: „Du bist doch mein Friedrich!" Und was that dieser? Halb verdrießlich erwiderte er: „Nun ja wohl, aber —"; er konnte jedoch seinen Vortrag nimmer fortsetzen. Es war abgethan.

Durch was für Mittel P. Hoffbauer die Macht über die Herzen gewann und wie er es anstellte, daß vorzüglich gelehrte und hochgebildete Protestanten sich zu ihm gezogen fühlten, das ist schwer oder eigentlich gar nicht zu erklären, es sei denn aus der Kraft der Gnade, die als Multiplicator oder über-

wiegender Factor seine gottinnigsten Bemühungen so wirksam machte. Den vielen jüngeren Leuten, Rechtsbeflissenen, Beamten gegenüber, die oft zu 20 und 30 seine schmucklose staubige Wohnstube füllten, bediente er sich gar keiner Künste, keiner salbungsvollen Anreden u. dgl., es genügte ihnen, in der Nähe ihres Vaters zu sein. Wenn er von mühsamen seelsorglichen oder hülfebringenden Gängen, bei Sturm und Schneegestöber Abends nach Hause kam und diese großen Kinder schon vorfand, hängte er seinen alten Mantel an die Thüre und grüßte die Leutchen mit den nichts weniger als schmeichelhaften Worten: „das ist mir ein Volk! das ist ein Gesindel!" Und das that den Versammelten so wohl, als hätte er ihnen das süßeste und höflichste Compliment zugewendet.

Arme Studenten gab es immer in seiner Umgebung, er fütterte sie aus den Vorräthen, die er in einem winzigen Kämmerlein bereit hielt. Ich kann bezeugen, daß er für alle Welt jederzeit etwas zu essen bereit hatte; kalte Küche, allerhand Abhub, aber gespendet aus warmem Herzen. Die ehrwürdigen Frauen des Klosters St. Ursula, deren geistlicher Führer er war, kannten dieses sein Bedürfniß, die hoffnungsvolle Jugend abzufüttern und sorgten reichlich genug dafür. Der Verbrauch war aber doch so groß, daß Manche

seiner Anhänger sich sehr geneigt fühlten, in diesem Speisungssegen etwas Wunderhaftes zu sehen oder zu ahnen. Jugendlichen Gemüthern, die fast plötzlich aus den öden Steppen und Sümpfen des Unglaubens in die, für den Anfänger allzeit blüthenreichen Gefilde des Glaubens versetzt wurden, konnte man dergleichen Annahmen leichtlich verzeihen.

Ich will aber gar nicht vornehm thun und mich selber vom Kreise solcher gern, leicht und frischweg Gläubigen nicht ausschließen bei Einem Vorgange wenigstens, der mir noch ganz bestimmt und lebhaft vorschwebt. Um ihn zu erzählen, muß ich vorerst von zwei musterhaften, nahe verwandten Familien reden, in deren Hause Hoffbauer oftmals aus- und einging, stets als ein sehr verehrter, sehr willkommener Freund und Vater. Die Frauen, die an der Spitze dieser Familien standen, waren leibliche Schwestern, und es wäre schwer zu sagen, welcher von beiden der Vorzug gebührte; edlere, frömmere, harmonischer durchgebildete, geistreichere deutsche Frauen gibt es vielleicht nicht oder braucht es nicht zu geben. Man hatte einst die Töchter einer deutschen Fürstin um ihrer Schönheit willen gerühmt. Die Fürstin erwiderte: sie sind schön genug, wenn sie schön t h u n. Darunter verstand sie natürlich keine Schönthuerei. Nun solch

ein schönes Thun und Handeln im Haushalt, im Erziehungswerk, im seelenvollen anmuthigen Walten und Schalten war jenen Frauen so eigen, daß alle Welt an ihnen eine aufrichtige Freude hatte. Und obwohl ich keinen Grund finde, Ihnen die Namen dieser Schwestern zu verschweigen, so will ich doch nur andeuten, daß die eine derselben die Gemahlin des rühmlichst bekannten Staatsmannes Regierungsrathes von P., die andere die Gemahlin eines aus Scandinavien stammenden, höchst achtbaren und gottesfürchtigen Herrn gewesen, der (auf Hoffbauers Rath) ein schnell gedeihendes Erziehungsinstitut gegründet hatte und von dessen Söhnen zwei dem Missionsberufe mit solchem Erfolge sich gewidmet, daß in der katholischen Welt Deutschlands ihr Name bekannt ist.

Nach diesem Excurs komme ich endlich auf das, was ich berichten wollte, zurück. Aus irgend einem Anlasse, den ich nimmer anzugeben wüßte, befand ich mich eben im Hause jenes Instituts-Vorstehers, als seine Gemahlin kummervoll umherging, eines ihrer Kinder auf dem Arme tragend. Das Kind, etwa ein Jahr alt, sah kachektisch aus, war todtenbleich, kühl und so schwach, daß es schlaff und regungslos dahin lag und die Händchen herabhängen ließ. Es erinnerte mich an ein gut gezeichnetes, aber allzu mystisches

Bild, das sein Vater gemalt hatte, die Gottesmutter darstellend mit dem bleichen, todten Jesuskinde auf dem Schooße. Ich betrachtete das leidende Kindlein und konnte für meinen Privatgebrauch keine bessere Prognose stellen, als daß es den Abend nimmer erleben würde. Unerwartet, obwohl von dem Kummer im Hause nicht ohne Kenntniß, trat P. Hoffbauer ein. Weinend eilte die Mutter auf ihn zu. Er aber sagte: „es ist nichts, es ist nichts, heute Abend wird das Kind Hunger haben und essen." Nach diesen Worten gab er dem letzteren einen leichten Schlag auf die Wange, dann drehte er sich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegte, auf dem Absatze herum und redete von anderen Dingen. Seine Voraussage ging pünktlich in Erfüllung.

Ich sagte: bei ähnlichen Gelegenheiten; denn Vorgänge der Art waren bei ihm gar nichts seltenes. Auch wenn er eben mit einer gewissen Feierlichkeit etwas ausgesprochen hatte, was einer prophetischen Rede ähnlich, oder wirklich eine solche war, drehte er sich auf dem Absatz um oder riß vom unteren Saume seines ärmlichen Talars irgend einen halb losgetrennten Fetzen herab, den er eben bemerkte. Ohne Pathos, ohne Ostentation, ein Freund der Jugend, ein Kenner der Herzen, den Niemand zu täuschen vermochte, dem Froh-

sinn nichts weniger als abgeneigt, obwohl in steter Contemplation lebend und dabei doch so praktisch, daß er unter seinem alten Mantel täglich Töpfe mit Suppe und anderen Nahrungsmitteln zu entfernt wohnenden, dürftigen Kranken trug, bot er ein Gesammtbild dar, welches am meisten an den eigenthümlichsten, humoristischen Heiligen der späteren Jahrhunderte, nämlich St. Philippus Neri zu erinnern geeignet war; bei welcher Vergleichung ich jedoch jedenfalls mich vor dem Vorwurf verwahren muß, als ob ich Sinnes wäre, diese Aequation bis zum „gleich und ähnlich" steigern zu wollen. Aehnlichkeit und Gleichheit sind ja ganz verschiedene Begriffe.

Ungeachtet seines Scharfblicks und seiner Menschenkenntniß wurde Hoffbauer doch nicht selten von fahrenden Studiosen und Dürftigen betrogen und zwar wissentlich, weil er sich betrügen ließ. Er duldete dergleichen theils aus Barmherzigkeit, theils aus großem Vertrauen zur Gnade Gottes, die auch an Strolchen der Art noch rechtzeitig ihre Wunder erweisen könne. Einmal wurde eine sehr werthvolle Uhr vermißt, die Jemand bei ihm in Verwahrung gegeben. Mehrere, die eben anwesend waren, halfen in allen Winkeln suchen, und einer von jenen, mit etwas Latein ausgerüsteten Landläufern benahm sich dabei so eifrig, daß er sich bückte und die

Quadrupedenstellung annahm, um das Dunkel unter dem Bette zu durchspähen. Da verrieth der gesuchte Gegenstand sich selber und zugleich den Hehler. Die Uhr, die eine Repetiruhr war, und die bei diesem Niederkauern an der Handhabe einen Druck erlitt, fing in seiner Tasche ganz schonungslos zu schlagen an; wer hätte sie gerade in diesem Winkel gesucht? Dem schlauen Quartaner aber wurde die Beschämung als hinlängliches Strafmaß zugerechnet und ein freiwilliges Fernbleiben angerathen.

Hoffbauer liebte bei aller Wehmuth, die in seinem Herzen heimisch war, den harmlosen Scherz. Einer seiner Lieblinge, den er manchmal in das Palais und den Garten eines edlen ungarischen Magnaten, seines Gönners, als Begleiter mitgenommen, hatte eines Tages in aller Naivetät die Bemerkung gemacht: „im Garten des Grafen Sz. seien sehr schöne Wolken." Er hatte nämlich in diesem Garten einmal die Formen der Wolken beobachtet, mit denen er gern sich unterhielt. Von jetzt an verging kein Tag, an dem er nicht von Hoffbauer mit der Frage begrüßt worden wäre: „Nicht wahr M., im Garten des Grafen Szecheny sind sehr schöne Wolken?" — Andererseits hielt er seine Tironen, die alten wie die jungen, ziemlich streng, und verlangte ohne Widerrede den flinken, einfachen Gehorsam, der ihm auch, als einem überwiegend kräftigen Geiste meh=

rentheils geleistet wurde, sogar von Seiten des phantasiereichen und doch tadellos orthodoxen Friedrich Werner, der (im Vorbeigehen gesagt) gar nicht gut darauf zu reden war, daß man in aller Welt ihn immer nur Zacharias nannte. Nur dann zeigte sich Werner etwas verstimmt und malcontent, wenn Hoffbauer seine dichterischen Arbeiten „Dalila“ nannte, was regelmäßig geschah, so oft ihm Werner etwas von diesen Gedichten vorlas.

In seinem vielfach bewegten Leben mußte Hoffbauer unsäglich gelitten haben, und das nicht bloß durch Mangel und Mühsal, Frost und Sonnengluth, sondern auch durch schwere Kränkungen seines für das Heil der Menschheit glühenden Herzens. Seinen bittersten Kummer in dieser Beziehung habe ich, wie mir scheint, nahezu errathen; es war jedoch dieser Gram von so besonderer, und zwar echt katholischer Art, daß ich auf jede Andeutung verzichten mußte. Hier gilt das alte Sprichwort, das Göthe wieder in Schwung gebracht, das aber schon im 16. Jahrhundert üblich war: „Man muß nicht alles gleich ergründen; wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden.“ Dieser schmelzende Schnee mahnt auch an Hoffbauer's schwere körperliche Leiden, zumal zur Winterszeit; denen er auch aus Mangel an Schonung erlag. Er stand nie später als um vier Uhr des Mor-

gens auf, stets mit dem Gebete: „Alles meinem Gott zu Ehren"; gleich darauf wanderte er (von der Seilerstätte) hinaus in die Vorstadt St. Ulrich, wo er in der Mechitaristenkirche Beichte hörte, dann Kranke besuchte und tröstete; um sieben Uhr war er meist schon wieder zurück und versah sein Amt im Gotteshause des Frauenklosters. Dabei litt er an Rheumatalgie und Hämorrhoiden in einem so hohen Grade, daß er an manchen Tagen die schwersten Hämorrhagien erduldete, ohne sich dadurch in seinen Gängen und Geschäften aufhalten zu lassen. Seine Fieberanfälle waren nicht selten so gewaltsam, daß ein zweiter oder dritter Paroxism ihm den Tod gebracht hätte. Aber der Krug ging so lange zum Wasser (des ewigen Lebens) bis er brach. Als Sterbender war er gänzlich in Contemplation vertieft und von aller Umgebung abgezogen; diese Agonie war von langer Dauer. Das Wenige, was ich darüber noch mittheilen könnte, ist der Art, daß ich es eben nicht mittheilen kann. Höchst merkwürdig aber war der wahrhaft ungeheure Schwall der Leute, die seinen Leichenzug begleiteten und den ganzen Raum des St. Stephansdoms vollständig anfüllten. Wer hatte sie zu dieser Bestattung eines sonst wenig gekannten, gering geachteten, fremden Priesters in solcher Zahl herbeigerufen? —

Hiermit schließe ich diese wenigen Mittheilungen, die ich Ihrer Prüfung und Wahl überlasse, um daraus hervor zu suchen und zu benützen, was Sie für die biographische Darstellung geeignet finden. Denn, was vom Blute gesagt worden ist: „es sei ein ganz absonderlicher Saft," das gilt in seiner Weise auch von der Druckerschwärze.

J. E. Veith.

Anhang.

Werner's Klage

um

seinen hochseligen Oberhirten und Wohlthäter*).

Zur Gruft ist unser Vater schon getragen,
Auch die drei Trauertage sind vollendet
Der heil'gen Opfer für den hohen Todten;
Ich habe, was des Priesters, ihm gespendet,
Jetzt darf ich Mensch den mir Geschied'nen klagen,
Und (was Er lebend strenge mir verboten,
Als noch ihm Stürme drohten),
Des Lobes Segel darf ich kühn entfalten!
Zum Felsenhort, wo des Gesetzes Wellen,
Die düstern, sich zerschellen,
Zog er, wo Liebe klar und frei darf walten;
Darum gehorch' ich Ihm, hauch' in Gesängen
Ich aus, was, schwieg' ich, mir das Herz muß sprengen!

---

*) Der Fürsterzbischof von Wien Graf Sigmund von Hohenwart starb am 30. Juni 1820 nach einer schmerzlichen nur einige Tage währenden Krankheit und nach empfangenen heiligen Sakramenten im 91. Jahre seines Lebens. Obige „Klage" erschien am 12. Juli in der Nr. 55 der „Oelzweige", eine Zeitschrift, die 5 Jahre lang herauskam (1819—1823) und von welcher nur noch wenige Exemplare complet existiren.

Es ist nicht Schmeichelei, was ich verkünde,
Die Schmeichelei, sie leckt, mit feiler Zunge,
Nur die Lebendigen und nicht die Leichen,
Ihr Fittig ist zu schlaff zum hohen Schwunge;
Zu schau'n, wie Herz am Herzen sich entzünde
Die Altarsflamme kann sie nicht erreichen.
Drum Du, der nur vergleichen
Das Höchste dem kann, was dich brennt und kitzelt,
Profaner Pöbel, dir sei Preis gegeben
Mein Dichten, Lehren, Leben,
Nur dieß mein Hochlied laß mir unbewitzelt,
Das Den, den niemals hat dein Blick erreichet,
Den hohen Vater singt, Der mir erbleichet! --

Du herrlichstes der Völker das ich kenne,
Du Wienervolk, auch du hast Ihn verloren,
Dir treuem braucht man Treue nicht zu lehren;
Du, das ich mir zum theuersten erkoren,
Das, ob mein Schicksal auch von dir mich trenne,
Mein Herz, gewohnt den Schmerzenskelch zu leeren,
Stets liebend wird verehren;
Ich habe dir ein schlichtes Lied gedichtet*)
Zu deines seel'gen Bischof's Angedenken,
Auf daß du mögest lenken
Durch Ihn den Blick zu DEM, der wägt und richtet!
Doch dieses Lied hat nichts mit dir zu schaffen,
Den eig'nen Schmerz soll es zusammenraffen!

Was geht es mich an, daß Er deine Kinder,
So milde fast, wie Jesus rief die Kleinen,
Gefirmt noch hat, als schon Ihm winkt' die Krone;
Bin ich drum minder unstät, stillt's mein Weinen,

---

*) Der Verfasser hatte nämlich, gleich nach des Hochseligen Tode, ein anderes die allgemeine Volkstrauer über diesen Verlust bezeichnendes Lied gedichtet und drucken lassen. (Wien bei Wallishauser.)

Mein Trostentblößtes, daß der Ueberwinder,
Von mir sich trennend, flog zu Gottes Throne,
Als thät Er's mir zum Hohne? —
Zwar seh' ich noch in des Palastes Hallen,
Im reinsten Silberhaar, das je erblicket,
Mit Linnen nur geschmücket,
Ihn segnend sitzen, Kindlein Ihn umwallen,
Den Kindlichsten; könnt' ich es, würd' ich's malen;
Jetzt kann ich brüten nur ob meiner Qualen!

Zwar geh' ich oft Nachmittags noch spaziren
Mit Ihm, dem blühend rothen Engelsgreise,
Wir lagern hin uns auf der bloßen Aue,
Und himmlisch fein scherzt er nach Seiner Weise,
O Keinen sah ich so viel Feinheit zieren!
Und er versteht mein Herz, wenn ich in's blaue
Himmlische Aug' Ihm schaue! —
Schau', geh' ich? — Nein, ich schaute, bin gegangen,
Mit Ihm! Zur Gruft ging Er, den Strahl des großen
Huldvollsten Aug's geschlossen!
Und meine Angst, mein unaussprechlich Bangen
Nach Ihm! Kann es den Vater mir erwecken,
Mich oft Verwais'ten noch Verwaisung schrecken? —

Doch — gab Er mir nicht Seinen letzten Segen,
Den letzten, den Er irgend Wem auf Erden
Ertheilet hat, mir gab Er ihn — den letzten! —
Als Er schon in des Todeskampf's Beschwerden,
Ein wundbedeckter Lazarus, gelegen,
Naht' ich — die Thränen sich einander hetzten,
Die mir die Wangen netzten!
Ich flüsterte: „Kein Segen wird dem Sohne?" —
Er schwieg, doch, — o noch bis zum Grab', dem dunkeln,
Wird dieß Bild vor mir funkeln! —

Wird Deine Huld mir minder d'rum gespendet? —
Ist nicht Dein Jesus Licht und Auferstehen?? —
Wird mein ER sein, Dich, IHN mein Glaube sehen??? —

Oelzweige, sanft umflechtet
Diesen doppelten Leichenkranz, den falben!
Zwar klein seid ihr, doch Jesus liebt die Kleinen,
ER nannte sie die Seinen,
Mit Freudenöl will ER die Demuth salben!
    Wer (Gott verhüt's!) theilt meines Herzens Wunde,
    Fleh' mit mir: Bitte für uns, Sigismunde!

Clemens Maria Hoffbauer,

Generalvicar des Ordens zum heiligsten Erlöser.

In zwei Gesängen.

Von

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

I.

„Wohin willst du hin denn gehen,
„Ohne deinen Sohn, o Vater!
„Wohin, heil'ger Priester, schnelle
„Wandern sonder Ministranten?
„Hab' am Altarsdienst und Pflege,
„Ich es jemals mangeln lassen,
„Daß du jetzt, von mir dich trennend,
„Bess're Diener suchst und Andre?"
Also zum Nachfolger Petri,
Zu dem Märtyrer und Papsten
Xistus auf dem Todeswege
Ihm begegnend, sprach der wackre
Sanct Laurentius, obwohl Thränen
Ihm entflossen, dennoch wacker.
Zum Leviten sich bestellet
Hatte den der heil'ge Vater
Xistus, dem er so geredet
Als der hinging nun zur Marter.
Xistus aber ihm entgegnet:
„Sohn, ich dich ja nicht verlasse,

Wird Deine Huld mir minder d'rum gespendet? —
Ist nicht Dein Jesus Licht und Auferstehen?? —
Wird mein ER sein, Dich, IHN mein Glaube sehen??? —

Oelzweige, sanft umflechtet
Diesen doppelten Leichenkranz, den falben!
Zwar klein seid ihr, doch Jesus liebt die Kleinen,
ER nannte sie die Seinen,
Mit Freudenöl will ER die Demuth salben!
Wer (Gott verhüt's!) theilt meines Herzens Wunde,
Fleh' mit mir: Bitte für uns, Sigismunde!

Clemens Maria Hoffbauer,

Generalvicar des Ordens zum heiligsten Erlöser.

In zwei Gesängen.

Von

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

I.

„Wohin willst du hin denn gehen,
„Ohne deinen Sohn, o Vater!
„Wohin, heil'ger Priester, schnelle
„Wandern sonder Ministranten?
„Hab' am Altarsdienst und Pflege,
„Ich es jemals mangeln lassen,
„Daß du jetzt, von mir dich trennend,
„Bess're Diener suchst und Andre?"
Also zum Nachfolger Petri,
Zu dem Märtyrer und Papsten
Xistus auf dem Todeswege
Ihm begegnend, sprach der wackre
Sanct Laurentius, obwohl Thränen
Ihm entflossen, dennoch wacker.
Zum Leviten sich bestellet
Hatte den der heil'ge Vater
Xistus, dem er so geredet
Als der hinging nun zur Marter.
Xistus aber ihm entgegnet:
„Sohn, ich dich ja nicht verlasse,

„Denn es bleiben größ're Kämpfe
„Dir zu thun in Christi Namen,
„Du bist jung und annoch kräftig,
„Ich bin alt, wiewohl die Gnade
„Lang' verlieh mir Jugendstärke,
„Und mich jetzt auch noch erstarket.
„Du nimm hin den letzten Segen,
„Wisse, daß nach dreien Tagen,
„Mein Levit, du folgen werdest
„Deinem Priester, der zum Anschau'n
„Dessen, Der gekreuzigt, gehet.
„Wenn du Etwas solltest haben,
„Noch an Silber, Gold, Juwelen
„So vertheile das den Armen."
Als er das gesprochen, trennten
Beide sich mit nassen Wangen.
Der Levite, dem Befehle
Treu, vertheilte d'rauf der Armuth
Was sich fand an Kirchenschätzen,
Und dem Priester ward die Palme
Durch den Martertod gegeben.
Wie hierauf ward vom Tyrannen
Sanct Laurentius auch gefesselt,
Dann auf glüh'ndem Roste, langsam
Durch den Martertod zum ew'gen
Leben kam, nach dreien Tagen,
Daß erfüllt des Priesters Segen
Am Leviten, Alles saget
Uns die heilige Legende,
Auf daß keiner trostlos zage,
Denn der HErr, zu Dem wir beten,
Ist getreu und hilft in Nöthen!

* * *

Als der, welchen wir im Stillen
Feiern, doch aus Herzensgrunde,

Als der Meister, den dieß Lied auch
Seinem Schüler nur gesungen,
Preiset, denn man lobt den Bildner
Rühmt sein Werk man, sein gelung'nes, —
Als der alte Herr und Bischof,
Stifter des Erlöserbundes,
Herr Liguori, ging zum Frieden,
Hochbetagt und hoch an Ruhme,
Zu Neapel (welches sicher
Von der Wuth Vesuvs befruchtet,
Ruht im Meer, der Liebe Spiegel),
Als Liguori starb, sein junger
Schüler warst du noch, du lieber
Meister Clemens, Großer, Guter,
Treuer, Herrlicher und Milder!
Mocht'st dir da nicht auch gemuthen,
Daß du, wie Lorenz zum Xistus.
Sprachst zu des Erlöserbundes
Kinderliebevollem Stifter:
„Warum hin zum ew'gen Ruhme,
„Ohne den Leviten, Priester?"
Aber der, wiewohl verdunkelt,
Schon sein Aug', das angeblitzet,
Hatt', als einst mit heil'gem Munde
Er Marien pries, ihr Lichtstrahl,
Er, der weise Meister wußte,
Daß, o Clemens, seinen Riesen,
Dich gesellet, Der geblutet
Hat am Kreuze, JEsus Christus.
Dessen war der Meister kundig,
Und dich segnend starb er friedlich! —

Stets sprachst du mit hohem Unmuth:
„Narren lobet man und Kinder",
Wenn des Christen höchste Tugend,

Wenn die Demuth deiner Lieben,
Ward, mit Gift der eitlen Ruhmsucht,
Durch ein lobend Wort vergiftet.
D'rum hab' nie mich's unterwunden
Ich, der hier dein ält'ster Diener,
Daß ich dich, den ich bewundert
Als der Demuth ächtes Siegel,
Hätte je durch Lob verwundet.
Aber jetzt, mein hingeschied'ner,
Hoher Herr, jetzt bin gebunden
Ich nicht mehr durch dein verbietend
Wort, durch JEsum nur, der huldvoll
Ew'gen Preis gebeut der Liebe. —
Also auf, du Gottesruhm, du,
Mein Ruhm nicht, du mein Psalterium,
Du hast oft zwar mißerklungen,
Doch Gott gab mir dich, o Cither,
Auf, um dem Erlöserbunde,
Trost, dir Clemens, Preis zu singen!
Ob du gleich, aus tiefer'm Grundsatz,
Lächeltest des Musenspieles,
Und mit Recht! Wem Sphärenmusik
Tönt, dem nied're Tonkunst widert!
Doch nicht wag' es nied're Dumpfheit
Zu verlästern Sang und Dichtung,
Nur der Adler, nicht der Gukuk
Darf der Nachtigall gebieten,
Daß ihr Hochgesang verstumme,
Um zum Höchsten sich zu schwingen;
Denn auch ohne Lied wird ruhmwerth
Thun — wie, Clemens, dein's, zum Liede! —
Lebenslang hast du gerungen,
Lebenslang hast du gesieget,
Liebesleben (das ist kundig
Liebenden) heißt Ringen, Siegen,

In und mit und durch Gott muthig,
Wie du, Meister, rangst und siegtest!
Darum, den beklemmten Busen
Lüftend, preis' ich laut, dich Sieger! —

Deine Herkunft, sie war dunkel,
Wenn man sprechen wollte niedrig.
Als von dir die treue Mutter,
Welche geistreich, fromm und liebend,
Dir in's Herz gepflanzt, was wurzelnd
Zwar die Hölle sah mit Grinsen,
Aber immer tief doch unter
Dir dem Sieger, als zum Himmel
Dir die Mutter schied, da wurd' es
Klar dir schon, was Menschenkinder
Jagt und peitscht, es sei was Dunkles.
D'rum, vom Menschentroß geschieden
Zogst du, ob dich gleich die bunten
Schimmer lockten, ein Einsiedel,
Fort schon noch in rüst'ger Jugend,
Doch ein König schon der Triebe!
Wissend, Ziel vom Menschenthume
Sei der Triebe Herrschaft, ihnen
Dient das Thier, der Mensch, der Dulder,
Herrschet, Nichts muß, Alles will er;
Wissend, daß nur wird gefunden,
Ferne von des Scheins Gebilden,
In des Herzens Heiligthume,
Was das Herz bedarf zu wissen;
Wissend endlich, daß wenn um uns
Alles still, vom königlichen
Throne der allmächtige Spruch kommt,
Der: „Ich bin“ spricht, und „du wirst sein“! —
Das, o Clemens, dir bewußt war,
D'rum zogst du in Waldesstille,

Gott aus dem lebend'gen Buche,
Wie Bernhardus, zu studiren.

Erde, unser Aller Mutter,
Rief dir: Gern dir dien' ich, Kindlein!
Steine schrie'n, mit Hohn und Unmuth:
Wir sind Herzen ohne Christus!
Grün der Wiesen, Schmelz der Fluren
Lispelten: wir glüh'n vom Lichte!
Ich auch, Giftschwamm schrie und Unkraut,
Doch das Licht hab' ich vergiftet!
Hülfe! jammerten die Blumen,
Denn das Unkraut uns erstickt!
Nur die Rose sang mit Hulden:
Ist die Farbe, die mich zieret,
Nicht wie JEsu Seitenwunden
Blut und Wasser schön entrieselt?
Willig trug Er Seine blut'ge
Dornenkrone, darum lieb' ich
Dornen auch, die mich verwunden,
Und mir doch die Krone schirmen.
Tragt das Unkraut auch, ihr Guten,
Lächelt an, das auf euch gift'ge,
Labt den Haß mit süßem Dufte,
So veredelt ihr das Wilde.
Hat nicht JEsus auch geblutet,
Um das Wilde zu entwilden? —
So die Königin im Purpur,
Rose, sang im königlichen
Schmucke, denn der Kön'ge Schmuck ist
Milde, die auf JEsum hinweist.
Und der Weinstock jauchzt: Sein Blut bin
Ich, durch Ihn, den Hohenpriester! —
Gnäd'ger Regen troff herunter,
Alles Wachsthum zu erquicken:

Gottes Bund mit euch verkünd' ich!
Klang's im Regenbogenschimmer. —
Unkraut endlich ging zu Grunde,
Blumen früher noch vergingen,
Doch das Unkraut wird zum Unflath,
Blumenglanz zieht zu Gestirnen,
Und sich in den Thränenfluthen
Treuer Quellen tröstend spiegelt.
Fragen die, von Sehnsucht trunken:
Werden wir in's Meer noch quillen?
Dann die Blumensternlein rufen:
Wir ja leuchten, daß ihr fließet! —
Und nun die aus fester Wurzel
Schießen, riesenstark gen Himmel,
Als sei er die heil'ge Kuppel,
Sie die Säulen einer Kirche,
Die mit tausend schön gewund'nen
Knäufen, herrlich sind staffiret,
Und die Berge mit dem muntern
Waldesgrün auf ihren Spitzen,
Zwischen sie scheint's wie durch bunte
Kirchenfenster, Roth, Gelb, Lichtblau,
Und die alten Eichen unten,
Mit den hundertjähr'gen Wipfeln,
Und der, wenn auch manch' Jahrhundert,
Hat der hohe Baum stolzieret,
Ihn am Ende doch im Sturme
Packt und wirft zu Boden nieder,
Der bescheid'ne Saat befruchtet,
Sie erquickend, und der Blitzstrahl;
Erd', Gestein, Flur, Unkraut, Blumen,
Quellen, Berge, Wurzeln, Wipfel,
Grün, Roth, Gelb, Blau, die verbund'nen
Farben, Blitze — Homilien
Sind's, sie pred'gen Reu und Buße,

Muth in Gott, zu dem verirrten
Sünder, daß ihn nicht der Fluch trifft!

Erde schreit: zur Erde wirst du!
Steine murmeln: von der Gruft sich
Wälzt den schweren Stein der Sieger,
Der erstand! — Erlöster, muthig! —
Gerne wir zur Weide dienen,
Duften Wiesen: dien' auch du dann,
Ja wir preisen noch die Sichel
Die uns mähet. — Sünder, dulde! —
Nur sobald der Keim erstirbet
Sprießt der Halm, so ruft das Fruchtfeld,
Tödtest du die sünd'gen Triebe,
Wird dir bald erblüh'n die Tugend! —
Dann das falsche Unkraut wimmert:
Uns, die Freuden dir gewuchert,
Willst du meiden? — Und der Giftschwamm
Heult: Ich mache wonnetrunken! —
Meide sie, o Mensch, o Lichtsohn,
Singt die Rose dann, mein Duft quillt
Dir, wenn auch mein Dorn dich ritzet,
Pflücke, König, mich, mein Bruder! —
Ihren Purpur färbt was ich bin,
Jubilirt der Segenstrunkne
Weinstock, werd' ich consecriret
Bin ich Sein Blut, schlürf' es, Durst'ger! —
Und es fähret in des finst'ren
Wilden Sünders nachtumwund'ne
Seele jetzt der erste Lichtstrahl,
Seines Unmuth's starre Kruste
Schmilzt, — die erste Thräne fließet! —
Aber kaum ist sie entsprudelt,
Schüchtern — o schon sich ergießen
Ew'gen Regens Gnadenfluthen,

Alle Quellen rascher fließen! —
Mitzuweinen, daß der Buße
Thränenstrom nur nicht versiege!
Und aus goldgesäumter, dunkler
Wolk', der Regenbogen lispelt:
Hassest du? — Wie könnt' ich's, rufet
Der Erfrischte, könnt' ich lieben! —
Und vergibst du deinen Schuldnern?
Also fragen die Gestirne. —
Ja! — so weint der Sünder bußvoll,
O könnt' ich Vergebung finden! —
Gloria dem Versöhnungsblute,
Friede gutem Menschenwillen,
Der Vergebung hat gefunden!
Klingt es aus den Sterngefilden.
Der Begnadigte blickt um sich,
Abgewälzt sind die Gebirge
Ihm vom Herzen, jene stummen,
Ferne schreien sie: klimme, klimme!
Und so wie vom Kirchenthurme!
Glocken, rauscht's ans Eichenwipfeln
Bete, rauscht es, sprieße, wurzle!
Und der Eichbaum, der zersplittert,
Aechzt: entflieh' dem Uebermuthe!
Stolz, so ruft der Blitz, muß sinken,
Ist ja Lucifer gesunken! —
Und die Au', vom Blitz erfrischet,
Mahnt den Büßer: dulde muthig!
Alles predigt die Geschichte:
Von des Uebermuthes Sturze,
Von der Demuth mächt'gem Schilde! —

Alles das hast du erkundet,
Um es uns in's Herz zu blitzen;
Das hat, mit Natur im Bunde,

Clemens, dich gelehrt im Stillen,
Welcher sprach im Flammenbusche! —

Als nun bald darauf vertrieben
Mönche, Nonne, And're wurden
Die das Liebenswürd'ge liebten,
Traf das auch (was wohl kein Wunder)
Dich den frommen Eremiten;
Doch, ob viele wurden untreu
Dem, der ob dem kind'schen Spiele
Lächelt, wenn der Sohn der Stunde
Wähnt ein ewig Werk zu hindern,
Und im Zwergeleingeluste
Kampf der Allmacht will entbieten, —
Obgleich untreu Viele wurden,
Doch nicht du, du JEsusdiener!
Untreu nicht, doch schmerzumschlungen
Zogst du damals hin und wieder,
Gott im Herzen, dennoch unstät,
Oft aus Deutschland nach Italien,
Und zurück oft sehnsuchtstrunken,
Voll der einz'gen, nicht geringen
Sorge, daß den Weg dir kunde
Gott, am besten Ihm zu dienen.

Viel' der Wege gibt's hier unten,
Doch nur Einer führt zum Ziele;
Alle Wege zieh'n gewunden
Zu dem Einen hin, — durch Klippen;
Doch an jeder Klippe Schlunde
Zischet Höll, selbst noch am Gipfel! —
Leicht erklimmt den, wer noch jung ist,
Greise Büßer müssen schwitzen,
Glücklich, wer in früher Jugend,
Wehe dem, der nie ihn findet! —

Ein Weg ist's, ein schmaler, krummer
Weg, den alle müssen ziehen,
Männer, Frauen, Weise, Dumme;
Doch hat von uns Menschenkindern
Jedes seinen eig'nen Fußsteig,
Der nur ihn, und nur ihn hinführt.
Und den suchen wir mit Unruh!
Zögen wir nicht stets im Zickzack;
Hätt' ihn jeder bald gefunden!
Ach wir Kindischen und Schlimmen! —
Diesen Fußsteig dir zu suchen,
Zogst du, Clemens, junger Pilgram,
Schnurgerade, ein Gesunder,
Rüst'ger, Reiner und Gedieg'ner,
Zogst allein, jedoch im Schutze
Heil'ger Engel, wie Tobias,
Stets zum Fels, an dessen Fuße
Donner fruchtlos droh'n immitten
Aller Trübsal zog's dich, munt'rer
Held, dich Jacob, Gottes Ringer!
Nicht umsonst mit Gott du rungest,
Leiden muß Gewalt der Himmel,
D'rum hast du's von Gott erzwungen,
Hinzuneigen dich zum Frieden!

Gott trieb, durch das, was hier unten
Schicksal heißt, und uns macht wimmern,
Unterdeß von oben fluthet,
Auf uns Blinde Segenslichtstrom,
Gott trieb dich nach Wien, in muth'ger
Ahndung endlich hier zu finden
Ihn, den dornenvollen Fußpfad,
Zu dem Weg, der nimmer irret.
Gott gab dir in Wien den Bruder;
Denn, der Vater wird der Liebe

Unter Brüdern nur gefunden! —
Ein armsel'ger Jüngling, Häbel,
(Arm und selig steht im Bunde!)
Schrieb an's Thorweg einer Kirche,
Daß er Schreiberdienste suche.
Und du lasest es, und blitzend
Macht es deinem Herzen kundig
Gott: „Mein Bruder, es ist dieser!"
Und bald hattet ihr umschlungen
Euch, um euch zu lieben immer,
Lebens-, Leibes-, Liebeslust'ge
Gottesfreud'ge Höllensieger! —

Du mit ihm die Liebeskunde,
Die Theologie, studirtest,
Die des Wissens reiner Ursprung,
Weil aus Liebe quillt das Wissen,
Die der Weisen Antwort Kunst ist,
Wenn Philosophie, das Kindlein
Der Vernunft, oft ungeduldig
Zerrt an seinen Fragenwindeln.
Kann es anders? Ach es mundet
Uns einmal die Frucht, die Lichtfrucht,
Zwar wir wurden dadurch dunkel,
Doch ergötzen uns die Flimmer! —
Die Theologie, die kundig
Ist des Maßes, zwingt die dringen
Will, die Angst der Creaturen,
Nach Erlösung, wenn fürwitzig
Sie im Ungrund will den Urgrund,
Will durch Schein das Ursein finden.
Solcher Creaturenunruh,
(Auch im Wissenschaftsgebiete
Stets nur nach Erlösung durstig,)
Wir verleihen ihr drei Titel,

Je nachdem sie hin zum Urbronn
Flieget, schreitet oder schwimmet.
Poesis fliegt keck zum Urlicht,
Doch von Wachs sind ihre Schwingen,
Sie muß, wo das Alleluja
Tönet, stürzen oder hinknien!
Schreitet gleich Mathesis ruhig,
Doch nicht Ew'ges messen Schritte.
Aus die bleibeschwerten Schuhe
Zieht sie, wenn's im Dornbusch blitzet!
Schwimmend trennt Physik die Fluthen,
Doch erblicket Land sie nimmer,
Will sie zieh'n in's Land der Wunder,
Muß sie schrei'n: Herr hilf, ich sinke! —
Solcher Sehnsucht Angst und Unbill,
Mag sie fliegen, schreiten, schwimmen,
Ist im Mißbrauch nur ein Unrecht,
Herrlich ist ihr Zweck und billig.
Dunkel wohnt in uns Bewußtsein
Daß wir Gottes Ebenbildniß,
D'rum zu schaffen uns die Lust kommt,
Und wir schaffen, wenn wir dichten,
Griffel, Meißel, Pinsel, Grundblei,
Harfe, Scepter, Schwert beschwingend!
Die Gott durch des Himmels Rundung
Zieht, wir messen Sternenlinien;
Klüfte, Stürme, Wogen, Gluthen,
Blitze — zwingen: Ziffer, Zirkel!
Wie Gott dreht das All, das durch Ihn,
Dreh'n auch wir manch Theilchen niedlich,
Der Natur Gebeinhaus putzen
Wir, die wir geopfert sinnreich.
Löblich, daß wir stets die Ruhe
Opfern, — Opfer zeugt den Frieden!
Doch kein löblich Thun ist unser,

Alles Gute kommt vom Himmel!
Darum wird die Dichtkunst Unsinn,
Mit der Meßkunst steht es mißlich,
Und Naturkunst wühlt im Unrath,
Wenn die Kunst es je vergisset,
Daß sie göttlicher Natur ist,
Und, das Maß sie überschwillend,
Demuth tauscht mit Uebermuthe! —
Wieder dann in's Maß sie zwinget,
Jene dreigeeinte trutz'ge
Schöpferlust der Menschenkinder,
Eins nur, die lebend'ge Kunde:
Daß im Thränenthal hinieden
Die Erlösung, die wir suchen,
Schaffenslüstern, keck und kindisch
Daß sie da schon, doch gefunden
Werde nur von Selbstvernichtung;
Daß durch die der Mensch sich umschafft,
Sei ihm das auch Anfangs bitter;
Daß er umgeschaffen ruhig
Findet, was erschafft: — den Frieden:
Daß das All im Menschen durch ihn,
Doch nicht ohn' ihn, schafft die Liebe,
Die als Gnad' aus JEsu Wunden
(Durch die wir des Vaters Kinder)
Allen zwar der Geist, doch fruchtbar
Ewig schenkt nur — den Zerknirrschten! —
Diese Kunde, nicht im Buchstab'
Doch im Geist liegt — der Geschichte,
Der Geschichte, die bewußt sich
Ihres Ursprungs, ihres Zieles;
Der bewußt ist, was bedurfte
Aller Völker trostlos Ringen,
Ringend, ob bewußt, bewußtlos,
Schuldig, schuldlos, wahrhaft, irrend,

Immer nur nach JEsu Blute!
Sie, der Wissenschaften tiefste,
Die, wenn alle stolpern, muthig
Klimmet, festen, sichern Schrittes,
Die, wenn alle wanken, wurzelt
In der Herzen tiefstem Innern,
Die, wenn All' erliegen, und nun,
Auch die Herzen ausgewimmert
Bald schon haben, noch im Sturme
Sie ersteigt dann, das Panier noch
Auf sie pflanzend des Triumphes;
Die Geschichte, hieroglyphisch
Eingeätzt dem Wesenrunde,
Die Geschichte der Geschichten,
Die in allen Weltnaturen
Wasser, Blut und Geist uns spiegelt,
(Welche drei auf Erden unten
Zeigen, wie die drei im Himmel;) —
Sie triebst, Clemens, mit dem muntern
Bruder du — Theologiam! —

Der Gesetz- und Maßeskund'ge
Sanct Ambrosius war Lichtstern,
Daß, ob Viel verführt auch wurden,
Bald durch des Unglaubens Irrwisch,
Bald durch Aberglaubens Unzucht,
(Faules Holz, im Dunkeln blitzt es!)
Clemens, Hübel, ihr Verbund'ne,
Bliebt in schöner Glaubensmitte! —

Doch lang' läßt der Herr nicht ruhen
Seines Glaubens Paladine.
„Auf!" riefst du, „der Geist er ruft mich!"
Und dir folgte Bruder Hübel.
So zogt ihr nach Rom, der guten

Stadt, die (seit zerstört der Richter
Hat Jerusalem, die bundlos,)
Aller Städte wohl hinieden
Ist und auch der Besten Grundstadt,
Weil der Thron dort wunderlieblich
Strahlt, vom alt und neuen Bunde!
Vieles Schöne dort noch schimmert,
Altes, Neues, aber fruchtlos
Lockt es euch, Verbund'ne, lichter
Strahlt aus JEsu heil'gen Wunden
Eu'rer Herzen ew'ger Himmel,
Als was aufgeht und geht unter,
Als der Zeiten ird'sche Flittern.
Zeiten welken, Ew'ges wurzelt;
Doch auch schon die Zeit regieret
Liebe, die der Wesen Mutter! —

Zu der Zeit als du nur Pilgram,
Noch nicht Glied des Priesterthumes,
Kamst nach Rom, war neu fundiret
Dorten des Erlöserbundes
Orden, den du solltest zieren! —
„Komm," riefst du, „laß auf uns suchen
„Dieses Bundes Haus! — Dein stiller
Bruder kam. Des Hauses Stufen,
JEsus überschritt sie mit euch!
Drinnen standet ihr, und Kunde
Gab man euch der neuen Stiftung,
Die im Namen war verbunden
Des Erlösers JEsu Christi.
Wie der Heiland war der Bruder
Aller Armen, und den Kindlein
Alles: Kindlein, Vater, Mutter,
Wie er Armuth, Kindheit liebte,
Denn den Armen hat Er huldvoll

Kund gethan sein Evangelium,
Das des ew'gen Reichthums Urbronn,
Und gesprochen hat er milde:
„Laßt die Kleinen kommen zu mir,
„Denn das Himmelreich ist ihre!"
So auch, die von Ihm berufen
Ach, von unserm guten Hirten
Waren, des Erlöserthumes
Glori menschlich nachzubilden,
Und die auf euch nahmen truglos,
Clemens, Hübel, fromme Pilger! —

Durch der Demuth Sonnenfluren
Rieseln vier des Paradieses
Ströme, welche man hier unten,
Wo sie dürftig nur entquillen,
Heißt Gelübde, denn gebunden
Ist hinieden noch die Liebe!
Armuth heißt der aus fünf Wunden
Rinnt und bricht den Damm des Schicksals;
Keuschheit das Crystallgefluthe,
Drinn des Lammes Braut sich spiegelt;
Der Gehorsam wogt im Dunkel
Durch des Zweifels Felsen sicher;
Alle drei führt zum Triumphe
Des Beharrens heil'ger Lichtstrom!
Alle, durch der heitern Jugend,
Durch des düstern Elends Triften,
Leiteten, nicht sonder Wunder,
Des Erlösers Missionarien! —
„Bleibet," also sprachen huldvoll
Sie zu euch, ihr beiden Pilgrams,
„Bleibet bei uns, ihr seid jung noch,
„Und mit uns allhier da will es
„Abend werden. Brot des Kummers
„Würzet uns der Thau des Himmels:

„Helft den Kranken, ihr Gesunde,
„Denn reich ist die Ernte, Schnitter!“
Clemens, da schlug deine Stunde,
Drum sprachst du, schnell wie kein Blitz nicht:
„Wohl! Ich bleibe, wirke, dulde!“
Da besann sich Bruder Hübel,
Sich in dir besonnend ruhig,
Seine Thränen wollten fließen,
Bald besonntest du sie, Guter,
Drum, nach wenigem Besinnen,
Sprach auch er: „ich werde Dulder!“
So der Sonne Lichtpaniere
Folgt der Mond, die Flur befruchtet
Sie, die dieser mild erquicket! —

Bis hierher hast du geklungen,
Schwach zwar, meine kühne Zither,
Doch unedel nicht den jungen
Knappen; singe jetzt den Ritter!
Wie, der reinen Magd zum Ruhme,
Er die Hallen, alle sieben
Durchschritt, und zum Kampf, dem blut'gen
Rief den Urfeind, sein Besieger! —

Uns Geweihten ist es kundig,
Daß man zieht, zur ew'gen Minne
Donnerschwangerm Heiligthume,
Durch die dornenvollen sieben
Hallen; in der letzten duftet,
Bei des ew'gen Todes Schierling,
Auch des ew'gen Lebens Blume.
Beide duften wunderlieblich,
Und so gleichen die zwei bunten
Blumen sich, die in der tiefsten
Jener heil'gen Sieben funkeln,
Daß, (o weh' dem, der hier irret,

Besser ihm, daß nimmer wurde
Er geboren, der Ischariot!)
Also gleichen (sag' ich dunkel
Weil ich hell zu sagen zittre),
Also gleichen sich dort unten
Der zwei duft'gen Blumen Zwiespalt,
Daß auch selbst das schärfste Gluth-Aug'
Nie die zwei hat unterschieden.
Noch kein Heiliger hat Kunde
Uns gegeben, die befried'gend;
Wie die zwei, die in der untern
Siebenten der Hallen, lieblich,
Ganz einander gleich sich, duften,
Wie das Heilkraut und das Giftkraut,
(Heil und Gift, auf ewig furchtbar,
Je nachdem man eins genießet,
Jenes, dieß, uns Priestern, uns nur
Spendend) wie, die so verschieden,
Zu erkennen sind im Dunkel!
Beide locken wunderlieblich! —
Betet, wacht! Ich muß verstummen,
Doch versteht mich — wer ein Priester! —
Aber sollten darum furchtsam
Wir Geweihten, (ob wir zittern
Gleich) zurückeschaun vom Pfluge,
Dem einmal mit Gott ergriff'nen;
Oder, so wie Sclaven, muthlos
Fliehen gar, wir Königlichen?! —
Freilich ist die Schlacht, die blut'ge,
Gegen unser Wagstück Spiel nur;
Freilich, wär' es Helden kundig,
Was wir wagen, sie erblichen;
Freilich ist des Herren Urtheil
Ach, ein Abgrund undurchdringlich,
Ueber welchen wir Berufnen

Zieh'n, auf schlaffem Haarseil, schwindlich;
Freilich Viele sind berufen,
Aber auserwählt, ach, wie viel?! —
Und wie viel in Höllengluthen
Glüh'n von uns Beruf'nen Vielen?! —
Freilich trotz auch Höllenbrunsten
Gottes Zeichen unvertilgbar,
Die Geweihten, ob verfluchet
Auch sie werden, dennoch nimmer
Weicht von ihnen Gottes Urkund!
Wird sie, Brüder, dort uns zieren
Auch noch, des Erlösers blut'ge
Dornenkron', um die wir spielen,
Wenn wir spielten drum — mit Unglück?!!! —
Allergräßlichstes! Verschließe
Dich, denn noch geschah der Wurf nicht!
Ach, noch athmen wir ja friedlich,
Wir noch Glücklichen, uns duften,
Strömen, blüh'n noch süße Lichter!
Muthig, theure Brüder, muthig!
Muth ziemt uns gesalbten Ringern.
Gottes Abgrund, sei er grundlos,
Ihn durchdringt der Gnade Fittig!
Thun ein göttlich Allmachtswunder
Täglich nicht wir Consecrirer?! —
Der zum Göttlichsten uns Ruf gab,
Läßt Er Treu und Demuth sinken?
Muth, Gesalbte, bei dem Blute,
Das wir täglich opfern, bitt' ich's,
Ich, der muthlos euch ermuthigt!
Laßt uns jammern: Gott sei mit uns! —

Nun könnt' ich mich, Pöbel, zu dir
Wenden noch und dir, du nied'rer,
Könnt' ich manches noch in's plumpe
Herz, wohl tief genug noch, blitzen;

Dir, der du uns treubefund'nen
Priestern, die wir, dir zu Liebe,
Uns bis an die Höllengluthen
Wagen, Spott für Dank noch bietest,
Ganz vergessend, daß das Blut nur
JEsu, welches dir auch fließet,
Pöbel, unser Thun entschuldigt,
Daß wir dir, dem niedern, dienen! —
Aber den gerechten Unmuth
Hemmt mir über dich das Mitleid,
Und es will mich schier bedunken,
Wenn mich schmerzet die Verbildung,
Die dich Rasenden umrungen
Annoch hält, nach Gottes Willen,
Dir zur wohlverdienten Zuchtruth
Daß sich bald genug wird diese
Lösen, wie das wohl sich kund gibt,
Allen, die nicht sehend blind sind;
Daß du dann, was du voll Wuth noch,
Voll ohnmächtiger, bewitzelst,
Wirst zermalmet an noch rufen,
Ob es hold dir bald Zerknirrschtem
Nahe; was des Priesterthumes,
Das du lästerst, Last und Zier ist,
(Last der Angst und Zier der Ruhe!)
Was wir opfern und zu bilden
Wenn auch schwach, in uns versuchen,
Ach, das O p f e r r e i n e r L i e b e! —
Denn Gottlob, das, was du dumpfer,
Pöbel höhnest, der verbildet,
Hat sich wieder eingefunden,
Und nicht wieder mehr vergiftet,
Durch die Zeit, die lang war Unzeit,
Wird, was Priester macht zu Priestern,
Was du, Pöbel, nicht vermuthest!

Mißgebildeter und Blinder,
Noch ist wegen deiner Stumpfheit,
Dir das wohl nicht zu entziffern!
Und wir wollen ferner ruhig,
Deine Wuth und uns're Pflichten
Diese thun und jene dulden,
Beides heiter, beides willig,
So wie jener sel'ge gute
Vater Clemens, that und litte,
Den, wiewohl er dich geduldet,
Ich für dich nicht, Pöbel, singe.
Was die schlechten und die guten
Priester anbetrifft, wir bieten
Beide Preis sie deinem Unfug!
Sind wir schlecht, nun so verdienen
Wir ja dein Besudeln, Schmutz'ger,
Trifft's doch nicht, so schlau du zielest,
Was, auch wenn wir schlecht, durch uns thut;
Sind wir gut, so ist es billig,
Daß dein Tadel, der uns ruhmwerth,
Weil von dir er kommt, Geringer,
Leucht' an unserm Priesterschmucke.
Mit uns also kann dein Wille
Wenn du welchen hast, sich tummeln!
Nur das Volk, das große, bied're,
Laß dir, Pöbel, nicht gemuthen,
Daß du etwa wollest wieder
Hin es gaukeln, in den dunklen
Morast, wo du flackerst, Irrwisch!
Den das hohe, das gesunde
Volk, (Gelobt sei JEsus Christus!)
Denn auf's Neue sich errungen
(Unser'm Clemens Dank, dem Milden!)
Neu an Christum sich geschlungen,
Noch dem langes mußte ringen,

Hat das Volk, das treue, munt're.
Starke, läßt nicht fahren Christum! —
Und in Ihm sei, wenn auch unwerth
Noch der Achtung, auch geliebet,
Du, den Pöbel ich nur ungern
Nannte, du, mein auch geliebter,
Wenn gleich noch verirrter Bruder!
Lieb' uns doch, wie wir dich lieben;
Ach, wär' dir die Liebe kund nur,
Alles ließest du und liebtest!
Komm an's Herz mir, nicht um Unsert-
Deinetwegen, lerne lieben! —

II.

Und nun, hochgesinnte Jugend,
Auch ein treues Wort zu dir noch,
Von dem theuren Priesterthume,
Unsers Vaters Clemens Zierde! —
In zwei kriegerische Truppen,
Seh' ich, Jugend, dich geschieden,
Jeder Trupp, voll edlen Unmuths,
Haßt das Niedrige, das Nicht'ge,
Jeder Krieger trägt im Brustschild,
Seinen Wahlspruch: Sterben, Siegen!
Dieser Wahlspruch ist auch unser,
Euch, noch nicht Geweihten! bieten
Wir Geweihten d'rum den Gruß an,
Handschlag, und was sonst ist Sitte
Sich zu bieten Lieb und Gutes,
Unter ehrenhaften Rittern,
Die, wenn auch verschied'ner Zunge,
Zum gelobten Lande ziehen.
Wollen auch dabei euch kund thun,
Wie nach Courtoisie geziemet,
Daß wir eurem, unsrem Spruche,

Dem: vom Sterben und vom Siege,
Treu sind, sollten wir auch blutig
Durch euch, oder mit euch sinken,
Aendern wird das nimmer unsern
Wahlspruch, als der HErr uns hilfet!
Euer Heer, das ich gemustert,
In zwei Truppen, sprach ich, zieht es,
Ein Trupp ist uns Priester unhold,
Und wird nächstens uns bekriegen,
Und der and're Trupp ist, zu sehr
Fast nach Priesterthumschaft gierig;
Beiden, das was ihnen nutzvoll,
Pred'gen darf ich, und ich will es —
Aber predigen ganz kurz nur,
In zwei Worten will ich dießmal,
Jeder von den rüst'gen Truppen,
Der die gegen, der die mit uns.
D'rum, du Trupp, der auf uns unwirsch,
Weil wir, sagst du, viel erfinden,
Du erfindest, wir nur funden,
Dir: Gefund'nes suche, rieth' ich!
Und du Trupp, der will das Uns're,
Wähnst du, daß nur beten Priester?
Nein das Gold muß aus den Gruben!
Also: betend arbeit', bitt' ich.
Und nachdem ich das gekundet
Euch, ihr Trupps zur Rechten, Linken,
Will ich denen, die schon Lunte
Riechen, noch zwei Fabeln bieten.
Eine meldet, daß wenn hundert
Jahre hat ein Hahn stolziret,
Leget er im Keller unten
Sich ein Ei, worauf er sitzet,
Und, ist das gebrütet, purzelt,
Gleich heraus ein Basiliske,

Welcher alles mit dem Gluthblick,
Auch den Herrn Papa vergiftet.
Nun ist das wohl sattsam kundig,
Daß so wie ein Hahn stolzirt hat,
Jenes achtzehnte Jahrhundert,
Welches scharrend auf dem Miste
Prunkend scharrend nur nach Futter,
Oft Demanten und Rubinen
Zwar entdeckt hat durch den Zufall,
Doch sie immer nur bekritzelt
Und bekräht hat und besudelt,
Wie ein Hahn denn weiter nichts kann
Höchstens kollern, wenn er Puter: —
Aber wer mir angestiegen
Käme damit, daß die Jugend
Jetz'ger Zeit, der Basilisk sei,
Des Kratzfußes rüst'ge Brut nur,
Der — ich würd' an ihm zum Ritter! —
Item gibt vom Adler Kundschaft
Uns der heil'ge Augustinus,
Daß der alte Aar sein Junges
Packt im Neste mit der spitzigen
Klaue, und alsdann es schnurgrad
In die Sonne hält am Mittag;
Wann das Adlerchen dann zucket,
Auch nur etwas mit den Wimpern,
Wirft's der Alte fort, — 's ist unächt!! —
Aber wer ins Ohr mir wispern
Wollte, daß ein frommer, junger,
Künft'ger Höllenüberwinder
Immer nur die Augen furchtsam,
(Als sei Furcht was Priesterliches)
Schließen müßte; wer das Dunkle
Preisen wollte mir als Lichtweg; —
Solch ein Wisprer kommt mir Unrecht! —

Doch man hüllen muß in Bilder,
Was noch reif nicht ist zum Spruche,
Und die jetz'ge Zeit gewißlich
Ist doch fast noch gar zu unreif;
D'rum auch ich manch Bildlein pins'le,
Und in derbes Erz es drucke,
Oft versteh'n recht gut mich Viele,
Thun doch als ob's nicht verstunden! —
Ja die Zeit ist eng, jetzt schicken
Muß sich Jeder und sich ducken;
Auch den Bildner sammt den Bildchen,
Alle zieht herab der Strudel,
Schwimmt wer durch, ist d'rum er sicher! —

Heil euch, ihr habt überwunden,
Priester Clemens, Priester Hübel!
Betet für uns! Eingedrucket
Ist auch uns das heil'ge Signum,
Ob hinauf wir, ob hinunter
Zieh'n, uns Priestern bleibt es immer,
Betet, ihr zwei Sel'gen, furchtlos!
Wir — wir beten auch und — zittern! —

Rasch jetzt fort mein Lied uns nutzet
Zaudern nichts! Die Zeit sie dringet!
Rasch dir Helden Clemens muß ich,
Dir dem Raschern, nach mich schwingen!
Aber deiner Thaten Fluthen
Wälzen sich um mich im Wirbel,
Wie kann Armer ich sie kund thun,
Wenn der Anblick schon mich schwindeln
Macht, des Gnadenüberflusses,
Der dich trug, gewalt'ger Schwimmer!
Wie soll dir mich nach ich tummeln,
Wie es enden, wie beginnen?! —

